Biogr. 8° 506
(Heer)

Oswald Heer.

Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers.

I. Die Jugendzeit

verfasst von

J. Justus Heer,
Kirchenrat und Pfarrer in Erlenbach bei Zürich.

Mit dem Porträt O. Heers in photograph. Lichtdruck.

Zürich
Druck und Verlag von Friedr. Schulthess
1885.

☛ Die Rückseite des Umschlages wird gütiger Beac .ung empfohlen.

18 6 471 F
85

Oswald Heer Prof.

Oswald Heer.

Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers

Unter Mitwirkung

von

Dr. Karl Schröter,
Professor der Botanik am schweizerischen Polytechnikum

herausgegeben

von

J. Justus Heer,
Kirchenrat und Pfarrer in Enetbach bei Zürich.

Zürich
Druck und Verlag von Fr. Schulthess
1885.

Oswald Heer.

Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers.

Unter Mitwirkung

von

Dr. Karl Schröter,

Professor der Botanik am schweizerischen Polytechnikum,

herausgegeben

von

J. Justus Heer,

Kirchenrat und Pfarrer in Erlenbach bei Zürich.

Zürich

Druck und Verlag von Friedr. Schulthess

1885.

Biogs. 506 Wi

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Frauen Professor M. Heer geb. Trümpy

und

Fräulein Alwine Heer

gewidmet.

Vorrede.

Die Nachricht von dem am 27. September 1883 erfolgten Hinschied **Oswald Heers** erweckte in den weitesten Kreisen eine lebhafte Teilnahme. Eine Reihe von politischen Zeitungen brachten Nekrologe, von denen besonders die in der Neuen Zürcher Zeitung erschienene, etwas eingehendere Lebensskizze aus der Feder von Herrn Professor Dr. C. Schröter verdienten Beifall fand. Aber auch zahlreiche Fachzeitschriften würdigten bald mehr, bald weniger eingehend die wissenschaftlichen Verdienste des verstorbenen Gelehrten. Doch diese Bruchstücke erweckten bei vielen Freunden Heers den Wunsch nach einem zusammenhängenden, ausführlichern Lebensbild des Dahingeschiedenen.

Fast gleichzeitig gelangten Hr. Professor Alb. Mousson und der Verleger der meisten Schriften O. Heers, Hr. F. Schulthess in Zürich, an den Unterzeichneten, den jüngsten Bruder des Heimgegangenen, mit der Aufforderung, eine Biographie Heers zu schreiben. Da aber Heers Verdienste auf dem Gebiete der Naturwissenschaft liegen, die nur ein Berufsgenosse zu würdigen im Stande ist, konnte ich eine Zusage erst geben, als ein Mann der Wissenschaft, der oben genannte Hr. Professor Dr. **Schröter**, ein Fachgenosse und warmer Verehrer Heers, seine Mitwirkung versprach.

So übernahm denn Hr. Professor Schröter, Heers wissenschaftliche Thätigkeit als Lehrer und Gelehrter an der Hand seiner Schriften und seines umfangreichen gelehrten Briefwechsels in einer auch weitern Kreisen der Gebildeten verständlichen Form darzustellen. Dem Unterzeichneten wurde die Aufgabe zu Teil, die allgemein menschliche Seite seines Wesens von der Jugend bis ins Alter zu schildern.

Da verschiedene Ursachen die Vollendung des Ganzen bis zur Stunde hinderten, so wird im vorliegenden ersten Buch Heers

Jugendentwicklung seinen Freunden dargeboten. Die Darstellung befleissigt sich absichtlich, Heers Charakter entsprechend, der grössten Einfachheit. Nicht vom Standpunkt des vollendeten, fertigen Menschen aus seinen Helden zu verherrlichen, erscheint mir als die Aufgabe einer Biographie, sondern der Wert einer solchen liegt doch zumeist darin, dass sie einen Einblick giebt in die Entwicklung einer bedeutenden Persönlichkeit, in die Förderungen und Hindernisse, welche das angeborne Talent in seiner Umgebung fand, in die Kämpfe, welche seine besonderen Lebensführungen mit sich brachten, bis die Höhe des erstrebten Zieles erreicht war. Gerade in der Beziehung bietet Heers Jugendentwicklung manches Bemerkenswerte. War er doch in den Anfängen seines naturwissenschaftlichen Strebens nahezu Autodidakt, der nur durch die wunderbare Energie seines Willens zu jenen schönen Kenntnissen gelangen konnte, die er schon als Jüngling besass! Waren ihm doch schwere innere Kämpfe nicht erspart, bis er zur klaren Entscheidung über die Richtung seines Lebensberufes kam! Gewiss, schon diese Jugendgeschichte lässt uns Oswald Heer als einen bedeutenden Geist und einen edlen, lautern Charakter erkennen.

Das Lichtbild, welches dieses Heft ziert, stammt aus dem photographischen Atelier des Hrn. Oswald Welti in Lausanne und stellt Heer in besonders glücklicher Stimmung dar.

Möge das Lebensbild überall eine freundliche Aufnahme finden und dazu mitwirken, die Erinnerung an Oswald Heer sowohl in seinem Vaterlande, als bei seinen weithin auf der Erde zerstreuten Freunden und Berufsgenossen lebendig zu erhalten.

Erlenbach bei Zürich, im Mai 1885.

J. J. Heer, *Pfarrer.*

Inhalt.

Erstes Buch: Die Jugendzeit.

	Seite
Erstes Kapitel: Die Familie	1
Zweites Kapitel: Nach Matt	7
Drittes Kapitel: Die Knabenjahre in Matt	12
Viertes Kapitel: Die Jünglingsjahre in Matt	32
Fünftes Kapitel: Der Abgang nach der Universität Halle	48
Sechstes Kapitel: Die Studienzeit in Halle	53
Siebentes Kapitel: Verbi Divini Minister	93
Achtes Kapitel: Die Entscheidung	123

Erstes Buch:

Die Jugendzeit

von

J. Justus Heer,

Pfarrer in Erlenbach.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die Familie.

Seit alter Zeit ist die Familie Heer in der Stadt Glarus heimatberechtigt. Nach einer frühen Überlieferung stammt sie ab von den freien Gotteshausleuten „derer am Langenacker“. Sie ist gegenwärtig das zahlreichste Geschlecht jener Stadt, und sie hat derselben schon in frühern Jahrhunderten tüchtige Bürger geschenkt. Wir nennen beispielsweise Johannes Heer, der ein Schüler Zwinglis und nebst Val. Tschudi dessen toleranter Nachfolger im Pfarrdienst zu Glarus war. Doch erst in unsern Tagen machten zwei Glieder dieser Familie den Namen Heer in der Ferne bekannt. Der eine ist Dr. Joachim Heer, der von dem Amt eines Glarner Landammanns zu der höchsten Würde in der Eidgenossenschaft, zum Bundesrat und Bundespräsidenten, berufen wurde. Der andere ist Dr. Oswald Heer, der als genialer Naturforscher sich einen in der ganzen gelehrten Welt gefeierten Namen erwarb.

Beide Männer gehörten demselben Stamm des Geschlechtes Heer an. Ihr gemeinsamer Ahn ist der im Jahr 1580 geborene angesehene Ratsherr Abraham Heer. In drei Ästen pflanzte sich sein Geschlecht fort. Der eine starb schon in der fünften Generation im Mannsstamm aus. Auch der zweite ist mit dem in unserm Lande unvergesslichen Bundesrat Joachim Heer im Mannsstamm erloschen, nachdem eine Reihe vortrefflicher Staatsmänner demselben entsprosst, denen in schicksalsschwerer Zeit die oberste Leitung ihres Heimatkantons anvertraut war *). Der dritte Ast, zu dem Oswald Heer gehört, grünt heute noch lebenskräftig in vielen Zweigen.

---

*) Lebensbild von Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer von Gottfried Heer. pag. 1.

Hat der vorhin genannte Ast dem Lande hauptsächlich Männer gegeben, welche ihm im Staatswesen dienten, so widmeten eine grosse Zahl der Glieder des dritten Astes ihre Kräfte der Kirche ihrer Heimat. Schon die fünfte Generation dieses Zweiges diente dem Land als Geistliche und zwar so freudig, dass durch drei Generationen alle Söhne sich dem Pfarrdienste zuwandten.

Der Ahn dieses geistlichen Zweiges der Familie Heer, der Urgrossvater von Oswald Heer, ist der im Jahr 1710 geborene Jost Heer, welcher, erst 39 Jahre alt, als zweiter Pfarrer von Glarus starb. Derselbe hatte Zwingli's Werk in Glarus wieder aufgenommen, d. h. er leitete neben seinem Pfarramt noch eine höhere Schule, Lateinschule genannt, wurde aber ein Opfer seiner übermässigen Anstrengungen im Dienst der Kirche und Schule. Dafür lebte er auch, wie Oswald Heer in seiner Geschichte des Kantons Glarus bemerkt, seiner Gelehrsamkeit und seines frommen Ernstes wegen noch ein halbes Jahrhundert lang in der dankbaren Erinnerung seiner Schüler fort. *)

Treue Freunde nahmen sich der beiden Söhne des so frühe Heimgegangenen an, so dass diese ihrer Neigung gemäss Theologie studieren konnten. Mit einander bezogen sie die Universität Basel; mit einander wurden sie auch nach wohl benutzten Studienjahren zum Dienste der Kirche ordiniert. Der ältere der beiden, Samuel, wirkte erst 19 Jahre lang in Atzmoos im Rheinthal, und hernach 22 Jahre lang in Kerenzen. In dieser Gemeinde, die so lieblich auf den grünen Triften über dem Walensee liegt und einen entzückenden Blick gewährt nach dem gegenüberliegenden Amden und den malerischen, jäh nach dem See abfallenden Felsen, über welche schäumend und brausend mehrere Wasserfälle herniederstürzen: dort wurde am 24. April 1784 Jakob Heer, der Vater unsers Oswald Heer, geboren. Derselbe verdient nicht nur als Erzieher seines Sohnes, sondern als ausgezeichneter Charakter, als welcher er im Dienst der Kirche und der Schule seines Heimatkantons und weit über denselben hinaus Grosses gewirkt hat, eine nähere Schilderung. Man kann von Oswald Heer nicht reden, ohne seines ausgezeichneten Vaters zu gedenken, dem sein berühmt gewordener Sohn das Beste zu verdanken oft bekannt hat.

---

*) Vgl. Geschichte des höhern Schulwesens im Kanton Glarus von Pfr. G. Heer im Jahrbuch des historischen Vereins des Kt. Glarus. 20. Heft. 1883.

Jakob Heer war der mittlere von drei Brüdern, die sich sämtlich dem geistlichen Stande widmeten. Als sein Vater im Jahr 1796 starb, nahm der unverehlichte Oheim Joh. Heinrich, damals Pfarrer in Buchs im Rheinthal, den zwölfjährigen Knaben zu sich und letzter empfing dort eine vortreffliche philologische Bildung. Gar zu gern hätte auch er Theologie studiert. Allein der etwas ängstlichen Mutter schien es unerschwinglich, ihre drei Söhne studieren zu lassen und Jakob wurde daher zum Kaufmannsstand bestimmt. Ein mütterlicher Oheim, der ein gebildeter und wohlhabender Kaufmann war, nahm ihn nach zweijährigem Aufenthalt in Buchs zu sich nach Glarus. Allein das Kaufmannsgeschäft wollte ihm durchaus nicht gefallen. Zu tief hatte er schon ins Reich der Wissenschaften hineingeblickt und er fühlte, dass ihm die Schwingen wuchsen zu einem höhern Flug. Er wandte sich daher brieflich an den Familienrat und bat dringend, man möge doch auch ihm erlauben zu studieren; zum Kaufmannsstand habe er nicht die geringste Neigung.

Wo der Genius sich so deutlich regte, konnten verständige Verwandte nicht widerstehen. Noch einmal nahm sein Oheim Joh. Heinrich, der inzwischen von Buchs nach Kerenzen war versetzt worden, den hochsinnigen Knaben in seine Unterweisung und förderte ihn so, dass er an seinem 18. Geburtstag im Jahr 1801 die Universität Basel beziehen konnte.

Eben damals war in den Kreisen der weiterblickenden Vaterlandsfreunde unter dem begeisternden Einfluss Johann Heinrich Pestalozzis ein mächtiges Interesse für Verbesserung der Volksbildung erwacht. Auch in dem jungen Studenten der Theologie loderte das Feuer heiliger Begeisterung für diese wichtige Aufgabe der Zukunft. Neben seinen theologischen Studien beschäftigte er sich hauptsächlich mit Pädagogik, und wurde ein eifriger Pestalozzianer.

Nur ein Jahr lang war es ihm vergönnt, in Basel den Studien obzuliegen. Zu seinem grossen Bedauern wurde er schon auf Pfingsten 1802 heimberufen, ordiniert und, 18 Jahre alt, zum Diakon in Mollis gewählt. In dieser Stellung hatte er auch den Schuldienst zu versehen, und er begann daselbst mit viel Eifer, die neue Pestalozzische Methode anzuwenden. Allein der thatkräftige Jüngling mochte bei ihrer Einführung etwas allzu rasch vorgehen und auf eingewurzelte Vorurteile zu wenig Rücksicht nehmen. Dieser erste Pestalozzianer im Kanton Glarus fand bald

entschiedenen Widerstand bei der Bevölkerung von Mollis. Als er sich dadurch in seinen Bestrebungen nicht beirren liess, warf ihm die erzürnte Menge nachts die Fenster ein. Es ist wohl begreiflich, dass solche Erfahrungen ihn nach einer Veränderung seines Wirkungskreises sich sehnen liessen. Er folgte darum im Frühjahr 1805 gern einem Ruf nach der Gemeinde Atzmoos im st. gallischen Rheinthal.

Bald nach seinem Einzug daselbst verlobte er sich mit Susanna Sulser, der Mutter von Oswald Heer. Es geziemt sich, dass wir auch die Familie der Mutter etwas näher kennen lernen. Sie war eine Tochter des Landammann Oswald Sulser, der durch seinen bedeutenden Grundbesitz und seine einflussreiche amtliche Stellung sich grossen Ansehens in jener Gegend erfreute. Er hatte eine zahlreiche Familie. Leider aber herrschte als übles Erbteil in derselben die Neigung zur Schwindsucht. Binnen Jahresfrist verlor Landammann Oswald Sulser an dieser Krankheit drei seiner Kinder mitten in ihrer schönsten Jugendblüte. Seine Tochter Susanna war geboren den 14. Dezember 1786 und muss nach einem noch im Besitz der Familie befindlichen Gemälde, das sie auf dem Todbett darstellt (auch sie starb jung als ein Opfer der Schwindsucht) eine gar liebliche Erscheinung gewesen sein.

Am 31. Oktober 1805 wurde fröhliche Hochzeit gefeiert. Da das Pfarrhaus unmittelbar neben der Wohnung von Landammann Sulser stand, so lebten die jungen Eheleute fast ebenso sehr im elterlichen Haus als im Pfarrhaus. Aber diese idyllische Leben in dem stillen Atzmoos genügte dem Schaffensdrang des jungen Pfarrers nicht. Er sehnte sich nach einem ausgedehnteren Wirkungskreis und folgte im Jahr 1807 einem Ruf an die Gemeinde Henau-Niederglatt im Toggenburg, die durch ihre Ausdehnung wie durch ein beschwerliches Filial zu den mühseligsten Gemeinden der Umgegend gehörte. Das evangelische Pfarrhaus befand sich in dem Weiler Niederutzwyl. Dort aber stand damals keine Kirche, sondern die eine der beiden Kirchen war in Henau, nach der Thur zu gelegen. Von dort aus musste der Pfarrer nach vollendetem Gottesdienst mehr als eine Stunde weit nach Niederglatt pilgern, das in entgegengesetzter Richtung von Niederutzwyl aus lag.

In dem Pfarrhaus zu Niederutzwyl, das aber jetzt in Privathände übergegangen ist, seit daselbst eine neue schöne Kirche

samt Pfarrhaus erbaut worden ist, wurde am 31. August 1809 Oswald Heer geboren. Jener Tag war für das Pfarrhaus Niederutzwyl ein rechter Freudentag. Hatte doch Gott den glücklichen Eltern zu dem $2^1/_2$ Jahre älteren Töchterchen nun auch einen Sohn geschenkt. Viele Jahre später schreibt der Vater, sein damaliges Glück sich wieder vergegenwärtigend, eben diesem Sohn auf die Universität, mit welcher seligen Freude er das Knäblein auf seine Arme genommen, es der glücklichen Mutter gezeigt und mit ihr gelobt habe, dieses Kind zur Ehre Gottes zu erziehen. Schon am 3. September wurde es in der Kirche zu Henau getauft, und empfing den Namen seines mütterlichen Grossvaters Oswald.

Oswald soll ein sehr kräftiges Kind gewesen sein, das sich zur grössten Freude seiner Eltern entwickelte. Allein als er etwa ein Jahr alt war, befiel ihn das Scharlachfieber und brachte ihn an den Rand des Grabes. Genas er auch langsam wieder, so blieb Oswald doch von dieser Zeit an ein mageres Bürschchen, und diese Leibesbeschaffenheit ist demselben sein Lebtag geblieben. Doch erbte er von seinem Vater auch eine grosse Zähigkeit der Gesundheit, die ihn später ausserordentliche Strapazen mit Leichtigkeit ertragen liess.

Im Herbst 1811 erhielt Pfarrer Heer einen Ruf als Direktor an die neu zu gründende höhere Knabenschule in Glarus. Dieser Ort ermangelte damals gänzlich einer Schule, in welcher diejenigen jungen Leute, die sich dem Kaufmannsstand oder einem gelehrten Beruf widmen wollten, die nötige Vorbildung erhalten konnten. Es trat darum eine Anzahl gebildeter Familien zusammen, welche die Gründung einer solchen höheren Schule für Knaben beschlossen und sie — zunächst für 3 Jahre — ökonomisch sicher stellten.

An die Spitze dieser Anstalt wurde Pfr. Jakob Heer berufen. Mit Freuden folgte er diesem Ruf; konnte er sich doch jetzt ganz seiner Lieblingsarbeit, dem Dienst an einer höhern Schule, hingeben. Das „Institut Heer“ kam auch bald in Blüte. *) Leider aber konnte diese Anstalt nur kurze Zeit bestehen. Als das Triennium abgelaufen war, für welches das Konsortium der Eltern sich zusammen geschlossen hatte, hielt es schwer, für die Zukunft die Anstalt ökonomisch zu konsolidieren. Die Kosten

---

*) Vergleiche Geschichte des höhern Schulwesens im Kanton Glarus a. a. O. pag. 16.

waren für viele Eltern zu gross. Mit Mühe gelang es dem Pfarrer Johann Heinrich Heer und Landammann Niklaus Heer, ihr noch zwei Jahre lang das Leben zu fristen. Dann brach sie aus Mangel an Opfersinn für so ideale Güter, wie eine höhere Geistesbildung ist, zusammen und die schönen Hoffnungen ihres Direktors waren zertrümmert.

Während des fünfjährigen Aufenthalts in Glarus hatte sich seine Familie um drei Kinder vermehrt, und schon die Sorge um seine Frau und seine fünf Kinder musste ihn beunruhigen. Aber viel mehr als dies kränkte ihn der kurzsichtige, materialistische Geist seiner Vaterstadt, welche damals für höhere Volksbildung so wenig Interesse zeigte.

Für seinen erstgebornen Sohn Oswald waren diese fünf Jahre in Glarus eine Zeit stillen Wachstums und stetiger geistiger Entwicklung. Kein besonderer Unfall trübte jene Kindheitsjahre. Das Auge der treuen Mutter wachte besorgt über dem Liebling, und noch in späten Jahren gedenkt Heer ihrer frommen Gebete und Gesänge, durch welche sie die religiöse Gesinnung ihrer Kinder nährte und pflegte. Der Vater aber freute sich über jedes Zeichen des erwachenden Geisteslebens seiner Kinder und sorgte dafür, dass ihrem kindlichen Geist die passende Nahrung nicht mangle. Auch an Gespielen fehlte es Oswald nicht. Er fand sie in seinen eigenen Geschwistern, der um zwei Jahre älteren Schwester Verena und seinen drei jüngern Geschwistern Samuel, Anna Katharina genannt Tidi, und Heinrich. Dazu kamen die zwei Vettern aus dem benachbarten Pfarrhaus in Mitlödi, Samuel und Christof Heer, von denen der letztere gleichen Alters war mit Oswald.

Der Zusammenbruch des Institutes im Herbst 1816 zerstörte diese schöne, befriedigende Existenz des Pfarrers Jakob Heer und nötigte ihn, sich nach einem andern Wirkungskreis umzusehen.

Die Pfründe Matt im Kleinthal war damals frei; und dort hielt er eine Probepredigt, auf welche hin er alsobald einmütig zum Pfarrer gewählt wurde. Am gleichen Tag kam auch ein Antrag der Behörden Graubündens, der ihm die Lehrstelle für Mathematik an der Kantonsschule in Chur übertrug. So sehr er persönlich die pädagogische Laufbahn vorgezogen hätte, mochte er jetzt doch das Zutrauen, welches ihm die Gemeinde Matt durch ihre einmütige Wahl erzeigt hatte, nicht unerwidert lassen. Auch

seine Frau riet zur Annahme der Pfarrstelle in Matt. So siedelte er denn im Januar 1817 mit seiner Familie nach Matt über, woselbst er fünfundzwanzig Jahre lang mit grossem Segen wirkte.

Zweites Kapitel.

Nach Matt.

Folgen wir von Glarus aus der jungen Linth, so kommen wir an dem freundlich gelegenen Mitlödi vorbei zu dem grossen industriellen Ort Schwanden. Dort gabelt sich das Hauptthal. Es öffnen sich zwei lange alpenreiche Thäler; dem östlichen entströmt der Sernf, es heisst daher Sernfthal, dem westlichen die Linth und dieses wird darum Linththal, auch wohl das grosse genannt, während jenes das kleine Thal heisst. Besuchen wir das Grossthal, so haben wir bis zum Dorf Linththal eine nur sanft ansteigende, mit Wiesen und Feldern bekleidete Thalsohle vor uns und auch bei diesem Dorfe breiten sich noch weithin grüne Wiesengründe aus. Erst etwa eine Stunde hinter demselben, erst im sogenannten Tierfehd, rücken die Bergkolosse so nahe zusammen, dass die Thalsohle verschwindet und die Linth in eine enge Felsenschlucht gebannt wird. Die Kalkberge, welche die linke Seite und den Hintergrund des Thales bekränzen, der mittlere Glärnisch und der Bächistock, wie die Felspyramiden des Selbsanft und der gewaltige Tödi schwingen sich in kühnen Kalkwänden und jähen Gehängen bis zur Himmelsbläue empor und heben dadurch unsere Blicke von der Tiefe fast plötzlich zum Himmel auf. Ganz anders sieht das halbmondförmig den Freiberg umziehende Kleinthal aus. Schon der Eingang ist ganz verschieden. Die Berge der beiden Thalseiten sind so nahe gerückt, dass der Sernf auf $^3/_4$ Stunden Länge in einer tiefen Schlucht dahin braust. Erst bei Engi weichen die Berge zu beiden Seiten zurück, um einer sehr unebenen und vielen Wechselfällen ausgesetzten Thalsohle Raum zu bieten. Auf derselben (sie liegt etwa 240 Meter über Schwanden) breitet sich die zerstreute, zur Kirchgemeinde Matt gehörige Ortschaft Engi aus. Ringsum haben wir, wie im Haupt- und im

Grossthal hohe Berge, aber von ganz anderem Aussehen. Da sehen wir keine so imposanten Felspyramiden, wie sie der vordere Glärnisch und der Selbsanft uns zeigen, überhaupt keine so steil aufsteigenden und von himmelhohen Felswänden umrahmten Gebirgsmassen. Die Berge steigen sanfter auf; sie bilden öfter lange Kämme oder sind doch, wo sie zu hohen Kegeln und Spitzen sich erheben, nicht so scharf geschnitten und meist zertrümmert und zerfallen. Sie sind von zahlreichen Rinnen durchzogen, welche an ihrem Fuss in tiefe, oft schauerliche Schluchten sich verwandeln, durch welche bei Gewittern und heftigen Regengüssen die Bäche unermessliche Schlamm- und Schuttmassen dem Thale zuführen. Die Abhänge sind hie und da durch Erdschlipfe verwüstet, und die verheerenden Runsen versetzen fast alljährlich die Thalbewohner in Schrecken. Dabei ist der Boden, weil das Gestein leicht verwittert, sehr fruchtbar. Er ist für den Baumwuchs vorzüglich geeignet, und auch jetzt noch trifft man hier bis in die untern Alpen hinauf prächtige Wälder. Saftig grüne Wiesen überkleiden die Thalgründe und milchreiche Alpweiden breiten sich über die Abhänge und die weiten Bergterrassen aus. Nur in den höheren Alpenregionen, in welchen das kümmerliche Pflanzenleben mit der Verwitterung des Gesteins nicht mehr Schritt zu halten vermag, ist die Natur verödet und bilden die weit ausgedehnten Schutthalden (die Riesenen) einen trostlosen Anblick.

Mit diesen Worten hat Oswald Heer in seiner „Urwelt“ (2. Auflage pag. 245 f.) selbst das Thal geschildert, in dem er seine Jugendzeit zubringen sollte. Wenn man auf der jetzigen guten Fahrstrasse von Engi aus weiter thaleinwärts geht, so erblickt man bald hinter grünen Ahornbäumen den roten Spitzhelm der Kirche von Matt. Sie ist seit der Zerstörung der alten Kirche von Glarus durch den grossen Brand des Jahres 1861 das älteste Gotteshaus im Lande. Schon im Jahr 1261 wurde dort eine Kapelle gebaut, und im Jahr 1273 trennte sich jene Gemeinde von der Muttergemeinde in Glarus ab und wurde neben derselben die erste selbständige Pfarrei des Landes. Noch eine Stunde weiter hinten liegt das Kirchdorf Elm, das durch den entsetzlichen Bergsturz, der im September 1881 den Weiler Unterthal mit über 100 Menschen verschüttete, weithin bekannt wurde.

Als Pfarrer Heer mit seiner Familie in jenes Thal zog, war es noch sehr schwer zugänglich. Keine Fahrstrasse führte damals

in dasselbe, sondern auf einem Saumweg, hoch über der Thalsohle, gelangte man in beschwerlichster Weise in jene Gegend. Es war im Januar des ausserordentlich strengen Winters 1816/17, dass die Übersiedelung nach Matt stattfand. Die Eltern lebten in grosser Angst, es möchte unterwegs das jüngste Kind, der erst ein Vierteljahr alte Heinrich, erfrieren. Doch kamen sie glücklich in Matt an.

Fünfundzwanzig Jahre lang wirkte Pfarrer Heer an dieser Gemeinde, und man darf wohl sagen, dass er für das Kleinthal gewesen, was F. Oberlin für das Steinthal. In allen Beziehungen war er für die materielle und geistige Hebung jenes Thales thätig. Seinen unablässigen Bemühungen bei den Behörden und seiner unmittelbaren praktischen Mithülfe war es zu danken, dass endlich in den Jahren 1823 und 1826 eine fahrbare Strasse in das Thal gebaut wurde. Es ist nicht seine Schuld, dass dieselbe damals nicht rationeller angelegt wurde. Alle seine Anstrengungen, für dieselbe ein tieferes Tracé zu gewinnen, waren vergeblich. Dafür war das Land genötigt, einige Jahrzehende später mit grossen Kosten eine neue Strasse zu bauen, welche bis auf wenige Abweichungen der einst von Pfarrer Heer vorgeschlagenen Richtung folgt.

Da in dem Thale kein Arzt war, so half er selbst in dringenden Fällen mit Rat und That aus. Durch seine zweckmässigen Massregeln hat er manchem, der, dem Erfrierungstod nahe, von den Bergpässen oder unter Lawinen hervor in seine Gemeinde gebracht wurde, das Leben gerettet. Seinen Bemühungen war es zu danken, dass die Impfung der Schutzpocken eingeführt und damit einer der ärgsten Würgengel im Thale, die Pocken, des Landes verwiesen wurde.

Ein besonderes Verdienst um die Gemeinde erwarb sich Pfarrer Heer dadurch, dass er die einzige Industrie, welche damals jenes Thal kannte, die Ausbeutung des Schieferbruches, genannt Plattenberg, in bessere Ordnung brachte. Die Arbeiter, welche jenen Bruch auf eigene Faust ausbeuteten, verkauften die gebrochenen Platten an einige wohlhabende Händler im Thal. Da letztere zugleich Wirte waren, veranlassten sie die Plattenberger, statt ihnen ihr Guthaben baar auszuzahlen, in ihren Wirtshäusern zu trinken und zu spielen und also ihren Arbeitslohn aufzubrauchen. Dadurch drang Armut und Unfriede in viele Haushaltungen; ja das ökonomische und sittliche Wohl der ganzen

Gemeinde litt Schaden. Da nahm sich Pfarrer Heer dieser üblen Sache an und es gelang ihm, freilich erst nach den bittersten Kämpfen, den Schaden dadurch zu heilen, dass der Betrieb des Plattenbergs unter staatliche Aufsicht gestellt wurde.

Bleibenden Segen stiftete Pfarrer Heer durch seine hingebende Fürsorge für Hebung des Schulwesens sowohl in jenem Thal, als im ganzen Kanton. Freundlich nahm er sich der Schulmeister in Matt und Engi an, und suchte ihre mangelhafte Vorbildung zu ergänzen. Oft hielt er selbst Schule, um den Lehrer zu ermuntern und bei den Eltern seiner Mahnung, die Kinder regelmässig zur Schule zu schicken, Nachdruck zu geben. Seiner thatkräftigen Initiative war es zu verdanken, dass in seinen beiden Gemeinden Engi und Matt neue Schulhäuser gebaut wurden, zu denen er selbst die Baurisse entworfen hatte. Da die Gemeinden arm waren, scheute er sich nicht, im Lande bei seinen reichen Freunden für diesen Zweck zu betteln, nachdem er sich selbst mit einem bedeutenden Beitrag an die Spitze gestellt. Auch seinem Sohn Oswald, der damals gerade in Halle studierte, empfahl er, sich doch in jener Stadt für seinen lieben Schulhausbau zu verwenden. Ein Geistlicher muss auch betteln lernen, schrieb er ihm, freilich nicht für sich, wohl aber für öffentliche gemeinnützige Zwecke. Er hatte Berge von Schwierigkeiten zu überwinden, bis die Schulhäuser endlich eingeweiht werden konnten. Selbst seine anhänglichsten Gemeindeglieder wollten lange von der Notwendigkeit eines bessern Schulunterrichtes nichts wissen. Einmal klagte einer in der Gemeindsversammlung, der Pfarrer wolle in der Schule das „Zeitwort“ lehren und doch gehöre dorthin Gottes Wort. Die Schulgenossen in Engi wollten ihren Lehrer, der im Seminar in Küsnacht eine bessere Bildung geholt, zwingen, bei der alten Lehrmethode zu bleiben. Als hierauf der Lehrer seine Entlassung verlangte, gelang es Pfarrer Heer durch eine längere Rede die Bedenken jener Thalleute zu beschwichtigen und der neuen bessern Methode den Weg zu ebnen.

Wir gedenken hier auch der Stiftung des „glarnerischen Schulvereins“, in welchem der für Hebung des Schulwesens begeisterte Mann bald eine grosse Zahl von Gesinnungsgenossen vereinigte und sie, als ihr Präsident, zu einer höchst erfreulichen Wirksamkeit für Förderung des kantonalen Volksschulwesens antrieb. Während der öffentliche Erziehungsrat nur über armselige Geldmittel zu verfügen hatte und deswegen auch eine höchst untergeordnete

Rolle spielte, legten die Mitglieder jenes Schulvereins freiwillig alljährlich ziemlich bedeutende Summen zusammen, woraus den ärmeren Gemeinden erhebliche Beiträge an ihre neuen Schulhausbauten gewährt und talentvolle Jünglinge unterstützt wurden, damit sie in auswärtigen Seminarien sich zu tüchtigen Lehrern ausbilden könnten. Denn Pfarrer Heer hatte die Losung ausgegeben: „Wir müssen unsern Schulverbesserungsplan damit beginnen, dass wir Schulamtskandidaten bilden. Neue Schulgesetze und Schulhäuser, neue Schulbücher und Schulmethoden helfen wenig, wenn Eines fehlt: tüchtige Lehrer. Ein allseitig gebildeter, moralisch tüchtiger Lehrer ist die beste Schulmethode, das beste Schulbuch und das beste Schulgesetz.“

Die Grundsätze, die er in diesen Worten aussprach, hat er selbst mit aller Aufopferung in seiner nächsten Umgebung verwirklicht. Mehrere talentvolle Jünglinge seiner Gemeinde hat er mit persönlichen Opfern dem Lehrerstand zugeführt. Ein einziges Beispiel mag sein selbstloses Interesse für die Schule illustrieren. Im Jahr 1835 wurde er von Fellenberg nach Hofwyl berufen und ihm die Direktion des damaligen Bildungskurses junger Lehrer übertragen. Er empfing dafür von Fellenberg ein bescheidenes Honorar. Als er heimkam, freute sich seine Gattin über dieses Geld und meinte, jetzt könne der Vater sich doch einen neuen Mantel anschaffen, dessen er schon längst bedürftig sei. Er aber erwiderte: „Nichts da! Dies ist Schulgeld und wird für Schulzwecke verwendet; mich wärmt auch der alte Mantel.“

Er bemühte sich auch, den besser gebildeten Lehrern in seinen zwei Gemeinden eine höhere Besoldung zu verschaffen. Da hiezu die Bewohner erst nicht willig waren, griff er in seinen eigenen Sack und besserte von sich aus jenen Lehrern ihre kärgliche Besoldung auf. Das beschämte dann freilich die Gemeindeglieder, und sie bewilligten ihren Lehrern erhebliche Zulagen. Da binnen wenigen Jahren die Ausgaben für Lehrerbesoldungen in jenen zwei Gemeinden sich um das Vierfache steigerten, jammerte Einer bei Anlass einer Schulgemeinde: „Wenn wir unsern Schulmeistern so viel Besoldung aussetzen, so verarmen wir noch ganz.“ Dem erwiderte Pfarrer Heer: „Nicht eure Schulanstalten machen euch arm, sondern eure unglückseligen Sauf- und Spielhäuser, wo die Leute zur Unmässigkeit und Liederlichkeit angeleitet werden.“

Als in den Jahren 1836 und 1837 gemäss vorausgegangenen

Landsgemeindebeschlüssen auch das Schulwesen im Glarnerland, das bisher der Willkür der einzelnen Gemeinden überlassen gewesen war, einheitlich geordnet werden sollte, da war es selbstverständlich, dass dem Pfarrer Heer in Matt die Ausarbeitung des neuen kantonalen Schulgesetzes übergeben wurde. Leider blieb dasselbe Entwurf. Noch war die Zeit nicht da, um die Gedanken ins Leben zu rufen, welche in jenem Entwurf ausgesprochen wurden. Erst 10 Jahre nach seinem Tode, erst im Jahr 1873 wurden in dem damaligen Schulgesetz die Gedanken jenes Entwurfes vom Jahr 1837 annähernd verwirklicht.

Am weitesten hat Pfarrer Heer wohl durch sein Lehrbuch des Denkrechnens gewirkt. Er wendete hier die Pestalozzische Methode der Anschauung und des lückenlosen, naturgemässen Fortschrittes auf das abstrakteste Gebiet der elementaren Erkenntnis, das Gebiet der Zahl, an. Wenn auch seither dieses Lehrbuch durch neuere Arbeiten verdrängt worden ist, so ist nichtsdestoweniger die von ihm befolgte Methode massgebend geblieben, und es wird ihm für alle Zeiten unter den Methodikern auf dem Gebiet der Arithmetik ein ehrenvoller Name bewahrt bleiben.

Drittes Kapitel.

Die Knabenjahre in Matt.

Eine wunderbar schöne und glückliche Jugendzeit durfte Oswald Heer in dem abgelegenen Kleinthal verbringen. Wie ein Paradies stand ihm noch in den spätesten Zeiten jenes frische, fröhliche Treiben in Matt vor Augen, und so gerne versetzte er sich in seiner Erinnerung in jene Jahre fleissigen Lernens, emsigen Forschens in Bergen und Thälern, in jene Zeiten voll überschäumender Jugendlust. Ein Hauch wahrhafter Poesie lag über jener idyllischen Jugendzeit.

Freilich fiel zunächst ein tiefer Schatten in jene ersten Jahre des Aufenthaltes in Matt. Die treue Mutter fing bald an zu kränkeln, und je länger desto mehr zeigte es sich, dass auch sie

das Opfer der Krankheit werde, welche in ihrer Familie schon so manches Glied weggerafft hatte. Es waren bange Wochen, die im Winter 1819 auf 1820 im Pfarrhaus zu Matt hingebracht wurden. Wie sehnsüchtig hoffte man auf den Frühling, dessen milde Lüfte der kranken Brust Genesung bringen sollten. Es war umsonst. Eben als der Frühling mit Macht in das Thal einkehrte, da brach die schwache Lebenskraft zusammen. Am 2. Mai 1820 starb die geliebte Gattin und treue Mutter. Sie hat noch eigenhändig ihren Schmuck als Andenken unter ihre Kinder verteilt und sie gesegnet. In der vorletzten Nacht vor ihrem Sterben fragte sie ihr Gatte: Was soll ich aus dem Oswäldli machen? Sie antwortete: Was du willst; ich weiss, dass meine Kinder einen guten Vater haben. Am 5. Mai war das Begräbnis.

Ihr Gatte schrieb unter jenem Datum ins Totenbuch von Matt: „Frau Susanna geb. Sulser, diese überaus verständige, fromme, stille, unermüdet thätige Gattin und Mutter starb, von allen, die sie kannten, aufrichtig geehrt und geliebt und in ihrem Tode von jedermann schmerzlich betrauert, nach einem 38 Wochen langen Krankenlager im 34. Jahr ihres Lebens und im 15. ihres zärtlichst geführten Ehestandes. Sanft ruhe ihre Asche!“

Diese wenige Worte lassen ermessen, welcher Verlust der Tod der Hausfrau und Mutter für die Familie gewesen ist. Oswald hat denn auch, obwohl beim Tode seiner Mutter erst $10^1/_2$ Jahre alt, ihr Bild nie aus dem Herzen verloren. Oft erschien ihm das Bild der verklärten Mutter mahnend und tröstend; oft wies er auf einsamer Bergeshöhe seine Brüder gen Himmel, wo die liebe Mutter sei und sie versprachen sich, fromm und brav zu werden, dass sie einst die l. Mutter wiedersehen.

Doch war Oswald auch dafür dankbar, dass er in der zweiten Gattin seines Vaters wieder eine treu besorgte Mutter erhielt. Diese Frau, Regula Isler, Tochter eines Lehrers von Wädensweil, von den lieblichen Gestaden des Zürchersees zwischen die hohen Berge des Kleinthals versetzt, gewann sich bald in vollem Masse die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Stiefkinder. Es kam ihr gut, dass sie eine überaus rüstige, gesunde, thatkräftige und erfahrene Hausfrau war. Denn nicht nur erweiterte sich nach und nach die Familie um vier Kinder, sondern im Pfarrhaus zu Matt verweilten stets einige Zöglinge, welche der Vater mit den eigenen Kindern unterrichtete und manche von ihnen wie seinen Sohn Oswald bis zur Universität vorbereitete.

So fehlte es denn im Matter Pfarrhaus bei dieser reichen Kinderschar nicht an manigfachem Leben und fröhlicher Jugendlust. Freilich sorgte der verständige Vater dafür, dass es auch nicht fehle an ernstem Streben und fleissigem Lernen. Auch für den grössten Gelehrten beginnt die Stufenleiter der Wissenschaft mit dem A B C und mit mühseligen Übungen der Feder im Hinmalen von Buchstaben und Wörtern. Einige Schönschriften aus den Jahren 1817 und 1818 gehören zu den ersten Anfängen, die sich aus Oswald Heers wissenschaftlicher Laufbahn erhalten haben. Einzelne wohlgelungene tragen noch die Censur des Vaters „fleissig“ am Rande, während andere dieses Lobspruchs entbehren.

Aus derselben Zeit ist der Anfang eines Aufsatzheftes datiert, das den Knaben schon auf einer höheren Stufe des Wissens zeigt, auf der Stufe der Reproduktion von allerlei moralischen und religiösen Erzählungen. Weil sich an diesen Geschichten die erste Regung einer bedeutungsvollen Geisteseigentümlichkeit von Oswald Heer erkennen lässt, müssen wir etwas näher hierauf eingehen. Der Vater führte seinen Sohn in diesem moralischen Unterricht nach dem Muster des bekannten Pädagogen Ch. G. Salzmann in Schnepfenthal, die Familie eines Herrn Gutmann vor Augen, der seine Kinder dadurch unterweist, dass er durch alle Vorkommenheiten des täglichen Lebens ihre Aufmerksamkeit erweckt, ihre Urteilskraft schärft und namentlich ihr moralisches Gefühl läutert. Eine treffliche Jugendschrift eben dieses Pädagogen Salzmann, wo in ähnlicher Weise die Erlebnisse von zwei Kindern, Ludwig und Luise Hermann, zur moralischen Erziehung der Jugend verwertet werden, war wohl die erste Unterhaltungslektüre, welche in Oswalds Hand fiel. Welch rege Einbildungskraft muss aber schon damals in diesem Knaben geherrscht haben, wenn diese doch ziemlich nüchternen Gestalten für ihn alsobald Leben bekamen. Er hätte diese liebenswürdigen Kinder gerne persönlich kennen gelernt. Sie mussten irgendwo ausserhalb des Kleinthales leben. Er entschloss sich, ihnen einen Brief zu schreiben und ihnen seine Freundschaft anzutragen. Die Briefe wurden wirklich geschrieben; aber nun erhob sich die andere wichtige Frage, wohin sollte er sie adressieren? Der Vater wusste keine Antwort und sagte im Scherz, vielleicht wissen sie draussen im Pfarrhaus zu Mitlödi oder zu Glarus besseren Bescheid. Was that das Oswäldli? Er schrieb flugs einen Brief an seinen Vetter Christoph in Mitlödi, in den er die Briefe an die Kinder des

Herrn Gutmann einschloss und bat ihn dringend, diese Briefe doch mit der rechten Adresse zu versehen und weiter zu spedieren. Als Antwort hierauf empfieng er folgenden Brief seines Vetters in Mitlödi: „Gern hätte ich dir den Dienst gethan und die Briefe an die Kinder des Herrn Gutmann befördert; allein ich weiss so wenig als du, wo sie sich gegenwärtig aufhalten, und mein Vater weiss es auch nicht und den Herrn Vetter Pfarrer in Glarus habe ich seit langem nicht gesehen. Ebensowenig habe ich in Erfahrung bringen können, wo Ludwig und Luise Hermann sich befinden. Es thut mir leid, dass ich euch nicht besser dienen kann. Mein lieber Vater glaubt, diese Kinder möchten wohl nicht mehr Kinder, sondern grosse Menschen sein und sich in die weite Welt hinaus begeben haben, um da viel zu sehen und ihr Brot zu verdienen. Auch wir, sagt der Vater, werden nicht immer Kinder bleiben, sondern grosse Menschen werden, und darum sei es nötig, dass wir fleissig lernen, damit wir dann etwas können und verstehen und uns nicht schämen müssen.“

In eben dieser Zeit muss auch die bekannte treffliche Jugendschrift des Pfarrer J. Dav. Wyss, der schweizerische Robinson, ins Pfarrhaus nach Matt gekommen sein, wo dieses Buch mit ausserordentlicher Freude gelesen wurde. Das Buch enthält bekanntlich eine reiche Fülle von naturhistorischen Beobachtungen; sie bilden im Unterschied zu den trockenen Belehrungen des Campeschen Robinsons einen wesentlichen Teil der Geschichte und vermögen daher die Wissbegierde der Jugend gleich sehr zu erwecken und zu befriedigen, wie sie die Einbildungskraft anregen. Dieser Same fiel bei Oswald auf fruchtbarsten Boden. Dieses Buch hat die dem Knaben angeborene Liebe zur Natur mächtig gefördert, seine Wissbegierde gereizt und seinen Sammeleifer erweckt. Die rege Phantasie des Knaben begehrte nun alsobald, das idyllische Leben jener Predigerfamilie in fernem Lande nachzuahmen. Die Rollen wurden verteilt; der Fritz und Franz, der Ernst und Jack lebten im Pfarrhaus zu Matt wieder auf. Wie jene Robinsone allerlei Tiere einfingen und zähmten, so wurden auch im Pfarrhaus zu Matt, wo es zwar keine Büffelochsen und Schakale und Straussen gab, doch Elstern, Falken, Murmeltiere und Füchse gefangen und zu zähmen versucht. Eine Elster z. B. wurde so zahm, dass sie den Tag über frei herumfliegen durfte und sich etwa mit den Hennen im Hühnerhof zankte. Abends kehrte sie regelmässig von selbst in ihren Käfig zurück. Sobald sie mit

ihrem Namen: Pik! gerufen wurde, kam sie eilig herbeigeflogen, setzte sich Oswald auf die Hand und liess sich liebkosen. Daher war es ein grosses Herzeleid, als dieser Pik ein schreckliches Ende nahm. Ein Lämmergeier holte ihn von dem Fenster des Pfarrhauses weg und trug ihn in seinen Krallen davon.

In diese Robinsonzeit versetzt uns ein Brief, den Oswald an seinen l. Vetter Christoph richtete, welchem er auch den Genuss der Lektüre desselben verschaffen wollte. Dieser Brief, den wir seiner köstlichen Naivetät wegen unverkürzt hier aufnehmen, zeigt uns den jungen Gelehrten bereits auf einer höheren Stufe der Wissenschaft. Er befleissigt sich, die lateinischen Brocken, die er bisher gelernt hatte, zu verwerten. Er ist datiert vom 17. März 1819 und lautet also: „Mi care Christofore! Ich will dir den Robinsonem schicken, wann du willst. Er ist ein sehr pulcher liber (schönes Buch). Ich habe ihn schon zweimal durchlesen. Es haben nobis (uns) drei capræ (Ziegen) vier pullos (Zicklein) gebracht. Die ältere ovis (Schaf) hat 2 pullos gebracht; jetzt müssen nobis noch 2 capræ pullos bringen. Es ist jetzt hier wenig nix (Schnee) et pulchrum (schön) Wetter. Sol (Sonne) scheint sehr warm. Die capræ, welche noch keine pullos gebracht haben, lassen wir jetzt fast quotidie (täglich) ins Freie. Wir sind jetzt, Deo sei laus, omnes sani (Gottlob alle gesund). Komm jetzt dann auch wieder zu nobis. Wann es an der Landsgemeinde pulchrum Wetter est, so komme ich et meæ sorores et vielleicht noch meus frater Samuel zu euch; aber dann musst du auch zu nobis kommen, sonst kommen wir auch non zu euch. Hast du auch von dem ignem (Feuer) gehört, der den pagum (Flecken) Atzmos verzehrt hat. Mei avi (meines Grossvaters) et Vetterrichters domus (Haus) sind auch verbrunnen. Ich grüsse dich et tuos parentes viel tausend mal und bleibe tuus fidelis patruelis Oswaldus Heerius.“

Überhaupt ging es jetzt an ein ernstliches Lernen. Vom Jahr 1823 an ist noch ein mit vielen Unterbrechungen geführtes Tagebuch vorhanden, das in den Fortgang seiner wissenschaftlichen Studien einen Einblick thun lässt. Da steht z. B. beim 6. Februar 1823: Heute fingen Samuel und ich die Brüche an. Am 8. März bemerkte er: Den Bröder (d. h. die lateinische Grammatik dieses Autors) geendet. Einige französische Brocken, wie: très beau temps! melden, dass er in dieser Zeit auch das Französische begann, und am 27. November 1823 zeigen einige noch

höchst unvollkommene Buchstaben der griechischen Schrift, dass er kürzlich auch die Sprache Homers zu lernen angefangen habe. Auch dem Zeichnen lag er damals schon eifrig ob; denn am 1. Dezember dieses Jahres findet sich der Eintrag: „Habe heute meinen Kopf geendet.“

Doch wenden wir uns etwas näher zu den einzelnen Fächern seiner damaligen Studien. Dem Knaben fiel bei seiner phantasiereichen, auf das Konkrete gerichteten Geistesart alles Abstrakte sehr schwer. Er, der hernach ein so herrliches Gedächtnis hatte, lernte z. B. nur mit grosser Mühe die lateinischen und griechischen Vokabeln und grammatischen Flexionen auswendig, weil die Phantasie nur selten ein Häklein fand, um jene fremden Wörter der Vorstellung näher zu bringen. Der Vater war in solchen Dingen ein wenig ungeduldig, und da gab es etwa Scheltworte zu hören. Deswegen stand Oswald im Sommer schon vor 4 Uhr auf, und laut lernend quälte er sein Gedächtnis, sich jene fremdartigen Wörter und Formen einzuprägen.

Nach und nach freilich wurden diese Schwierigkeiten überwunden. Er konnte jetzt übergehen zu der Lektüre der lateinischen und griechischen Klassiker. Der Vater, der so streng auf genauer Einprägung der Formenlehre uud Syntax gehalten, quälte hernach bei der Lektüre der Schriftsteller den Schüler nicht mehr mit allerlei grammatischen Exkursen, wodurch etwa der Schüler zu keinem rechten Genuss des Schriftstellers gelangt, ja sich nicht einmal recht in den Schriftsteller hineindenken und lesen kann. Vielmehr drang er auf ein zusammenhängendes Lesen der Schriftsteller. So hat denn auch Oswald die römischen Prosaiker von Cornelius Nepos bis zu Cicero und Tacitus gründlich kennen gelernt. Von des letzteren Annalen ist der grösste Teil des ersten Buches noch in einer sauberen Übersetzung vorhanden; ebenso das zweite Buch von Ciceros Schrift de officiis. Noch mehr Interesse aber hat er den römischen Dichtern zugewendet, von denen namentlich Horaz sein Liebling war. Schon im Jahr 1824 begann er als 15jähriger Knabe mit der Lektüre ausgewählter Oden, und er schrieb ihr Versmass sorgfältig in sein Vocabularium ein.

Im Griechischen waren es namentlich Herodot und Homer, die ihn mächtig anzogen. Er gab der Odyssee vor der Iliade den Vorzug; erstere sagte offenbar wegen ihrer prächtigen Naturschilderungen und wegen der wunderbaren Reisen des grossen

Dulders Odysseus seiner Phantasie und seinem Gemüt mehr zu, als der rauhe Männerkampf der Iliade. Wie gern griff er auch später zu seinem lieben Homer und erfreute sich an seiner herrlichen Sprache.

Etwa vom Jahr 1825 an kam zu den genannten Sprachstudien noch das Hebräische hinzu. Auch in dieser schwierigen Sprache wurde Oswald bei seinem Vater soweit gefördert, dass er bis zu seiner Abreise nach Halle leichtere geschichtliche Abschnitte geläufig übersetzen konnte.

Dass auch die mathematischen Fächer nicht zu kurz kamen, ist bei Heers Vater, dem die Mathematik seine Lieblingsbeschäftigung war, leicht begreiflich. Doch finden wir hierüber in Oswalds Tagebuch wenig Aufzeichnungen, was immerhin beweisen dürfte, dass dieses Fach nicht zu seinen Lieblingsstudien gehörte.

Auch in diesem Fach liess es der Vater an praktischen Übungen nicht fehlen. Er liess z. B. durch seine Schüler den Flächeninhalt einzelner Heimwesen ausmessen. Beim Bau der neuen Strasse von der Wart bis Schwanden musste Oswald beim Abstecken derselben, der Berechnung ihres Gefälls etc. mithelfen. Die Trigonometrie übte er dadurch praktisch, dass er die Berghöhen um Matt auf diesem Wege bestimmte und das Resultat mit der barometrischen Messung verglich. Der Vater besass ein holländisches Astrolabium, in dessen Gebrauch er auch seinen Sohn unterwies *). Den ziemlich ebenen Bergrücken, der sich vom Gulderstock nach dem Wissmeil hinzieht, liess er von seinen Söhnen 16,000 Fuss weit eigenhändig abmessen zur Basis für seine Höhenbestimmungen. Bei diesem Anlass begegnete jene lustige Geschichte, welche Professor R. Wolf aus Heers Mund erzählt. Ein Windstoss entführte ihnen nämlich ein Blatt Papier mit Winkelmessungen und allerlei Berechnungen, wie sie fürchteten, auf Nimmerwiedersehen. Da brachte ihnen nach einigen Tagen ein Älpler dieses Blatt wieder mit der Bemerkung: Hier sei ein Brief, der vom Himmel gefallen, und der daher wohl ins Pfarrhaus gehöre.

Eine hervorragende Begabung bewies Oswald für das Zeichnen. Da sein Vater ihn hierin nicht anleiten konnte, liess sich

---

*) Heer schenkte dasselbe vor einigen Jahren der historischen Sammlung der Zürcher Sternwarte. Professor R. Wolf hat es unter Nr. 251 seines räsonnierenden Verzeichnisses ausführlich beschrieben.

Heer die Mühe nicht verdriessen, an manchem Samstag, da der Vater mit seiner Sonntagsvorbereitung beschäftigt war, nach dem drei Stunden entfernten Glarus zu pilgern, wo ihn ein Bruder der Mutter, Heinrich Isler, in dieser Kunst unterrichtete. Er brachte dann seine Arbeit nach Hause zurück, um in den Mussestunden an dem Begonnenen fortzuarbeiten. So lernte er nach einander mit Bleistift, Kreide und Tusch umgehen. Eine grosse Zahl Zeichnungen, welche aus jener Zeit, zum Teil hinter Glas und Rahmen, sich noch im Besitz der Familie befinden, beweisen seine Kunstfertigkeit, die ihm auch für seinen künftigen Beruf vom allergrössten Nutzen war. Er hat darum auch seinem Zeichnungslehrer stets eine dankbare Erinnerung bewahrt.

So wohl ausgefüllt die Zeit durch solch ein Arbeitspensum war, so fand Oswald doch noch Zeit nicht bloss zu allerlei Scherz und Kurzweil, sondern auch zu andern nützlichen Liebhabereien. Es wurde schon vorhin darauf hingewiesen, dass vermutlich das fröhliche Jagen und Sammeln der Kinder des schweizerischen Robinsons einen ähnlichen Trieb bei Oswald erweckte oder nährte. Schon in seinen frühen Knabenjahren sehen wir bei ihm das regste Interesse für alles, was da kreucht und fleucht.

Zunächst waren es die Haustiere, denen er sein Interesse und seine Liebe zuwendete. Er liess es sich nicht nehmen, wenn es ihm irgend möglich war, die Ziegen früh morgens selbst zu melken, damit sie bereit seien, dem Hornsignal des Geissers auf die Alpen zu folgen. Eine besondere Freude war es für ihn, als der Vater einen „Immen“ d. h. einen Bienenschwarm zum Geschenk erhielt. Von nun an wurde er der besorgte Immenvater, und im Tagebuch wird genau bemerkt, wann und wohin die Immen geschwärmt, wann er ihnen Brut eingesetzt oder Honig genommen habe. Dass diese Bienenfreundschaft nicht ohne Opfer seinerseits abging, beweist eine kurze Bemerkung des Tagebuchs, dass er auf einen Ausflug verzichten müsse, weil er ein von den Bienen zerstochenes Gesicht habe.

In den Briefen, die der Vater später nach Halle schrieb, bilden auch die Bienen einen Gegenstand der Korrespondenz. Es scheint, dass nach Oswalds Weggang sich niemand im Hause derselben anzunehmen wagte, so trefflich er auch ihre Wohnungen eingerichtet hatte. Die Stöcke gingen darum nach und nach zu Grunde.

Aber nicht nur mit solchem nützlichen Getier schloss er

Freundschaft, sondern er dehnte dieselbe auch auf Käfer und Schmetterlinge aus, welche zu sammeln und in ihren wunderbaren Verwandlungen zu beobachten, bald seine grösste Lust wurde. Schon im Jahr 1822 oder 1823 hat er eine Käfer- und Schmetterlingssammlung, und wir lesen in seinem Tagebuch etwa neben der Bemerkung: Heute haben wir neue Kleider bekommen, die andere: ein Schmetterling ausgeschloffen.

Was aber bei andern Knaben nur eine vorübergehende Liebhaberei war, das wurde bei ihm stets mehr tiefe Neigung. Er hätte so gern die verschiedenen Insekten, die er gefunden, auch näher gekannt und geordnet. Der Vater konnte ihm hierin nur wenig Auskunft geben und wissenschaftliche Hilfsmittel hatte er keine. Da kam er einst mit dem angesehenen Chorrichter J. J. Blumer in Glarus in Berührung, der ein kleines Naturalienkabinet und einige naturwissenschaftliche Bücher besass. Welch' eine Freude für den jungen Naturforscher, als dieser ihm ein Insektenbuch lieh! Das Datum ist in seinem Tagebuch vorgemerkt: „Am 4. Oktober 1823 bekamen wir das Insektenbuch von Herrn Chorherr Blumer". Der Verfasser des Buches hiess Wilhelmi. Es enthielt eine kurze populäre Beschreibung der Insekten nach der Einteilung von Linné und Blumenbach. Auch gehörten zu dem Buch eine grössere Anzahl Kupfertafeln.

Was war nun zu thun, um diesen Schatz zu eigen zu erhalten? Es scheint, dass der Vater ihm geraten hat, das Wichtigste aus dem Buch abzuschreiben; wenigstens sind in der noch erhaltenen Abschrift desselben die zwei ersten Seiten von der kräftigen Hand des Vaters geschrieben. In der That machte sich Oswald an diese grosse Aufgabe und schrieb in fünf dicken Heften die drei ersten Ordnungen der Insekten, die Coleopteren (Käfer), Hemipteren (Halbflügler) und Lepidopteren (Schmetterlinge) ab, und an den Rand zeichnete er mit wachsender Vollkommenheit teils mit Bleistift, teils mit der Feder, teils sogar in Farben, äusserst naturgetreu nachgeahmt, eine grosse Zahl der im Buch beschriebenen Käfer. Dieses Buch wurde für ihn die erste Staffel wissenschaftlicher Naturerkenntnis; deswegen hat auch Heer hernach in dankbarer Erinnerung an diese freundliche Handreichung den ältesten Vogel der Schweiz, der in den Matter Schiefern gefunden wurde, dem Geber jenes Buches zu Ehren Blumer'schen Urvogel (Protornis Blumeri) genannt. (Urwelt I. Aufl. pag. 236; II. Aufl. pag. 259.) Nunmehr ging es mit

neuem Eifer ans Sammeln und Ordnen. Jetzt finden wir in seinem Tagebuch oft bei Ausflügen aufgezählt, wieviel und welcher Art Käfer er gefunden habe. Nun werden die Büsche durchstöbert und über darunter gelegte Taschentücher geschüttelt; die Blüten mancher Pflanzen, wo sich Käferlein aufhalten, werden aufgesucht, die Steine am Weg werden umgedreht, im Mist der Tiere wird ohne Ekel gewühlt; jetzt war kein Käferlein mehr sicher, das durch die warme Sommerluft schwirrte oder unter Blätter sich verkroch. Jetzt galt es, Jagd zu machen auf die schönen Hipparchien oder den stolzen Apollo, die über die Alpentriften hinschwebten, und das Schlafkämmerlein des Knaben war bald voll von einer Menge von Schachteln, worin Raupen und ähnliches Getier ihr Wesen trieben. In einem besondern Häuschen wurde z. B. eine Hummelfamilie gehegt und ihr eifriges Treiben und Honigsammeln beobachtet.

Zu treuen Gefährten bei diesem Sammeln hatte er seine Brüder Samuel und Heinrich. Aber auch die Matter Jugend liess sich gern anleiten, auf seltene Insekten Jagd zu machen und was sie fand, ins Pfarrhaus abzuliefern. War doch des Pfarrers Oswald bei Jung und Alt sehr beliebt. Dieser suchte seinerseits seine Dankbarkeit für solche Liebesdienste dadurch zu beweisen, dass er der Jugend aus dem Schatze seines Wissens reichlich mitteilte. Gerne lauschten ihm jene Kinder, wenn er ihnen in seiner anschaulichen Weise von fremden Ländern erzählte, die Tierwelt jener Gegenden schilderte, allerlei Interessantes aus der Geschichte alter und neuer Zeit berichtete, oder wenn er sie vollends die Lieder von Schmidlin und Bachofen singen lehrte, welche die sangeskundige und sangesfrohe Mutter aus ihrer zürcherischen Heimat nach Matt gebracht und an den Sonntagabenden im fröhlichen Familienkreis mit den Kindern und einigen Gemeindsgenossen zu singen pflegte.

Merkwürdigerweise finden sich bis zum Jahr 1827 wenig Spuren, dass Heer sich auch mit der Pflanzenwelt seines Thales näher vertraut gemacht habe. Sein Interesse wendete sich anfänglich fast ganz der Tierwelt und zwar besonders der Insektenwelt zu. Erst am 5. Juni 1827 findet sich in seinem Tagebuch die Bemerkung: Heute bekamen wir unsere Pflanzenbüchsen, und jetzt folgen sich auch in dem bisher über diesen Punkt so schweigsamen Tagebuch Schlag auf Schlag Nachrichten über botanische Exkursionen und ihre Ausbeute.

Wir werden hernach auf diese botanischen Streifzüge einlässlicher zu reden kommen. Wir wollen jetzt noch etwas näher das fröhliche Leben und Treiben im Matter Pfarrhaus ausser den Schulstunden und den ernsten naturwissenschaftlichen Studien schildern.

Die Jugend bedarf auch der Erholung, der Gelegenheit zu Spiel und Scherz; das Leben, besonders die Jugendzeit bedarf des Schmuckes durch allerlei Festlichkeiten, die das eintönige Lernen heilsam unterbrechen. Wie reich war bei aller Einfachheit das Leben in dieser Beziehung im Pfarrhaus zu Matt. Jede Jahreszeit brachte wieder ihre besonderen Genüsse.

Welch eine Freude war's im Winter mit den Matter-Buben auf dem gefrorenen Sernf Schlittschuh zu laufen oder am Kirchenrain über den Schnee herunter zu schlitten. Mit Lachen erzählte Heer von solchen, die, wenn ihnen der Schlitten fehlte, sich einfach auf ihre Höslein niederliessen und ohne jegliches kunstreiche Vehikel in primitivster Weise über den Abhang herabrutschten. Die Fastnacht brachte das „Schiebefleuge". Matt allein kennt diese Fastnachtssitte, die auch den jungen Leuten im Pfarrhaus grosses Vergnügen bereitete. Am Fastnachtabend pflegen die jungen Leute an einem Bergabhang, meistens über einem Felsen, grosse Feuer anzuzünden. Schon vorher waren aus Buchenholz dünne, eckig zugeschnittene Stücke Holz (Scheiben) zugerüstet worden, die in der Mitte ein Loch hatten. Durch das Loch wurden nun lange Haselstöcke gesteckt und die Scheibe in dem Feuer angezündet. Darnach schwang man sie dreimal durch die Luft und rief: „Schiebe, Schiebe, überriebe; die soll mir und (nun wird die Person genannt, der man sie widmen wollte) blibe." Mit diesen Worten wird die feurige Scheibe über einem schief aufliegenden Brett abgeschlagen und sie fliegt dann wie eine Rakete weit durch die Lüfte. Welch ein Jubel ertönte aus den frischen Knabenkehlen, wenn diese feurigen Boten in gewaltigem Bogen durch das Thal hinflogen.

Am ersten Donnerstag des Aprils feiert das Glarner-Volk die sogenannte Fahrt, d. h. das jährliche Gedächtnisfest an den Tag, da die Glarner im Jahr 1388 in der Schlacht zu Näfels ihre Freiheit und erst damit die vollbürtige Aufnahme in den eidgenössischen Bund erstritten haben. Zwar wurde dieser Tag in allen Gemeinden des Landes mit einem Gottesdienst gefeiert; allein je und je zog man denn doch aus den Thälern hinaus nach

Glarus und schloss sich dort dem Zug an, der sich unter feierlichem Vortritt des Landammanns nach Schneisigen begiebt, wo der oberste der elf Denksteine steht, welche die Stellen der verschiedenen Angriffe der Landleute auf das feindliche reisige Heer andeuten. Dort lauschte man der patriotischen Rede des Landeshauptes und zog dann weiter nach dem Fahrtsplatz, wo zuerst der ehrwürdige Fahrtsbrief vom Jahr 1389 verlesen und dann abwechselnd das eine Jahr von einem evangelischen, das andere von einem katholischen Geistlichen eine Predigt gehalten wird. Wie mächtig musste solch' eine Feier das patriotische Gefühl der Jugend erwecken.

Dies war nicht weniger der Fall bei der Landsgemeinde, welche alljährlich im Mai in Glarus stattfindet. Auch die Knaben dürfen als Zuhörer an derselben teilnehmen. Der innerste Ring unmittelbar um die Bühne der Standeshäupter herum ist der Ort, wo die männliche Jugend den ernsten Beratungen ihrer Väter über des Landes Wohl lauscht. Da Heers Vater ein feuriger Verehrer der demokratischen Verfassung seines Landes war, so zog auch er mit seinen Knaben zu diesen Landsgemeinden. Heer schildert (Beschreibung des Kantons Glarus) so anschaulich und freudig diese Landsgemeinde, dass man ihm, der damals schon seit vielen Jahren in Zürich weilte, noch die tiefen Jugendeindrücke jener Volkstage anspürt. Schon der Zug nach Glarus an einem schönen Frühlingsmorgen, da überall die Bäume in den herrlichsten Blütenschmuck gekleidet und die grünen Wiesen durch weidende Viehherden belebt sind, hat inmitten ganzer Scharen festlich gestimmter Volksgenossen etwas Feierliches. Je näher man dem Hauptort kommt, desto dichter füllen sich die Strassen, desto lebhafter wird die Unterhaltung über die an der Landsgemeinde vorkommenden Beratungsgegenstände oder Wahlen. Der Hauptort ist an diesem Tag „im Fried", d. h. jede Schlägerei innerhalb bestimmter Grenzen wird mit der grossen Busse belegt.

Nach und nach sammelt sich das Volk teils auf dem Landsgemeindeplatz, der für 7000—8000 Menschen Raum bietet, wo durch Bänke „der Ring" gebildet worden ist, teils um das Regierungsgebäude herum, wo der Rat sich versammelt. Unter dem Geläute aller Glocken zieht der Rat und das Volk vom Rathaus nach dem Ring. Beim Eintritt des Zugs in den Ring erhebt sich das dort versammelte Volk und entblösst sein Haupt. Nun betreten der Landammann und der Landstatthalter die Bühne und letzterer nimmt

dem ersteren feierlich den Eid ab, worauf er den Stab empfängt, um das anwesende Volk zu beeidigen. Alles Volk erhebt sich von seinen Sitzen, jeder entblösst sein Haupt, erhebt die Schwörfinger und spricht mit halblauter Stimme dem Landammann die in Absätzen vorgesprochene Eidesformel nach. Wunderbar rauscht das dumpfe Gemurmel der Schwörenden durch die Reihen des Volkes und versetzt jeden in eine feierlich-ernste Stimmung. Nun beginnt die eigentliche Verhandlung über die vom Rat dem Volke zur Entscheidung vorgelegten Geschäfte. Nachdem das Für und Wider zur Geltung gekommen ist, „scheidet“ der Landammann durch das Handmehr. „Heh! heh!“ klingt's da von den Lippen derer, welche Unschlüssige mitreissen wollen, oder: „eihellig!“ braust's durch die Menge, wenn ein volkstümlicher Mann zur Würde eines Landammanns oder Landstatthalters erwählt worden ist.

In dieser Luft der Freiheit wuchs Oswald Heer heran und hier sog er jene Liebe zu seinem Vaterland ein, das er für keine äusserlichen Ehren oder zeitlichen Vorteile mit einem anderen Land hätte vertauschen mögen.

Wenn der Frühling ins Land rückte, so galt es, unter der Anleitung der erfahrenen Mutter den Garten und die dem Pfarrer zur Benutzung überwiesenen Äcker zu bestellen. Im sandigen Boden der Thalsohle wurden die Kartoffeln gepflanzt, im Garten aber allerlei schöne Blumen gezogen, namentlich schöne Alpenpflanzen daselbst heimisch gemacht und Obstbäume veredelt. Noch jetzt erlabt sich die Pfarrersfamilie in Matt an Äpfeln und Birnen, welche Oswald Heer in jenem Garten gezogen hat.

Wenn der Sommer kam, so begann der Genuss des Badens im Sernf. Den Badeplatz mussten sich die Knaben selbst zurichten. Mit grossen Steinen, die der Bach im Thal abgelagert hatte, umzäunten sie an dessen Ufer einen geräumigen Platz, vertieften und verebneten den Grund desselben und liessen dann das Wasser in denselben einströmen. Hier badeten die Knaben in der kühlen, ruhigen Flut, umspielt von goldenen Bergforellen. Diese Anlagen waren leider öfteren schweren Schicksalsschlägen ausgesetzt. Oft schwemmte der von Gewittern angeschwellte Sernf die eben erst mit grosser Mühe vollendete Anlage wieder weg. Übrigens scheint beim Baden ein merkwürdiges Abhärtungssystem geherrscht zu haben; denn das Tagebuch meldet, dass im Jahr 1827 das Baden in diesem kalten Bergwasser schon am 27. April begonnen habe, während es im Jahr 1826 bis zum

18. September fortgesetzt wurde. Es gehörte dies zu derselben Abhärtung, welche den Regenschirm verschmähte und sich im strengsten Winter ohne Mantel behalf.

Noch von einer andern Unterhaltung ist hier zu reden, welche die Knaben lange beschäftigte und auf die Heer in Briefen und Gedichten oft zu reden kam. Oberhalb der sogenannten Schulvogtsweid befand sich an einer etwas steilen Anhöhe ein schöner Buchenwald, der auch eine reiche Ernte an Haselnüssen bot. Unmittelbar vor den Augen lag eine schöne Wiese, welche besonders im Frühling mit den herrlichsten Blumen bunt geschmückt war. Dort erbauten sich die Knaben im Waldesschatten aus Holz und Zweigen eine geräumige Hütte. Eine Thüre mit verschliessbarem Schloss führte ins Innere, das durch zwei Fensterchen Licht empfing. An den Wänden waren steinerne, mit Moos gepolsterte Bänke angebracht und schwere Schiefern, welche die Knaben im Schweiss ihres Angesichtes auf dem Rücken aus dem Schieferbruch herbeischleppten, bedeckten das Dach. In dem Häuschen wurde ein Feuerherd errichtet und der Mutter einiges Küchengeschirr abgebettelt. Nun wurde daselbst gekocht und gebraten: Kartoffeln, Äpfel, Birnen und dann königlich geschmaust; zum Nachtisch gab's allerlei Beeren und Haselnüsse. Als köstlichen Wein tranken sie „Steinrauscher"; er quoll kühler als Eischampagner etwas weiter unten unmittelbar aus der Erde — die Quelle hiess das kalte Brünnlein und floss rauschend zu Thal. An einem schönen Frühlingsmorgen oder Sommerabend aber ging man mit einem Buch in der Tasche nach der Hütte und erlabte das Auge an dem lieblichen Blick in die Gegend und den Geist an der Lektüre eines Lieblingsdichters.

Gewöhnlich Mitte Juni fand die Alpfahrt statt. Dies sind die Tage, an denen die Hirten mit ihren Herden wieder die Alpentriften beziehen. Auch diese Tage waren Freudenzeiten für die Jugend im Pfarrhaus. Da zogen die Knaben gar lustig mit den Herden zur Alp und begrüssten freudig die geliebten Triften. Hören wir selbst, wie Heer dies schildert in einem Gedicht, überschrieben „an meine Brüder", worin er sie an das gemeinsame, fröhliche Leben der Matter Jugendzeit erinnert:

Sobald die Alpen angezogen
Des holden Frühlings neue Tracht,
Sind auch die Hirten fortgezogen;
Es lockte sie der Berge Pracht.

Wir haben oft sie hinbegleitet
Mit frohem, lautem Jubelsang,
Der Herde langen Zug geleitet,
Die munter folgt dem Glockenklang.

Wie freudig sprangen da die Rinder
In dem beblümten Wiesengrund,
Wie fröhlich folgten da wir Kinder
Und jubelten mit Herz und Mund.

Wir setzten uns an Berges Seiten
Ins trokne Gras am Alpenhang
Und lauschten da der Herde Läuten
Und der Flühlerchen frohem Sang.

Wir waren in des Waldes Schatten
So oft im selbsterbauten Haus,
Das wir aus Laub geflochten hatten
Und ruhten da behaglich aus.

Es war ein wundersames Leben
Im Wald wie auf der Alpenflur,
Wo wir, vom Blütenheer umgeben,
Nur lebten uns und der Natur.

Nur noch in der Kürze werde des fröhlichen Sylvesterabends gedacht. An diesem Tag, nicht an der Weihnacht, wurde der grüne Tannenbaum mit Lichtern, Zuckerwerk, vergoldeten Nüssen und allerlei Zierat geschmückt. Unter denselben legte die Liebe der Eltern für ihre Kinder allerlei Geschenke. In fröhlichen Gesellschaftsspielen wurde der Abend hingebracht. Zum Schlusse, wenn dem Jahr bald ausgeläutet werden sollte, erschien auf dem Tisch eine mächtige Schüssel voll von hoch aufgeschwungenem Nidel (Rahm), der mit dem gewürzigen Birnbrot gar herrlich mundete.

Am Neujahrsmorgen aber erschienen die Kinder in Reih und Glied im Wohnzimmer, um feierlich Vater und Mutter zum neuen Jahr Glück zu wünschen. Oswald, als der älteste Sohn, war der Stimmführer der übrigen, und in längerer, wohlgesetzter Rede brachte er seine und seiner Geschwister Gefühle zum Ausdruck.

Begreiflich geschah es das Jahr durch auch etwa, dass der jugendliche Übermut über die Schnur hauen wollte, und das Einschreiten des Vaters nötig machte. Wir wollen auch einige solcher Stücklein erzählen.

Allabendlich rief in Matt der Nachtwächter unmittelbar beim Pfarrhaus die Stunden aus, und sein Wächterruf weckte etwa die

Knaben aus dem Schlaf. Sie beschlossen, ihn ein wenig zu erschrecken, damit er entfernter vom Pfarrhaus seine Wächterstimme hören lasse. Vom Schlafgemach der beiden Brüder Oswald und Samuel aus war es nicht schwer, mit einer Art von Sprachrohr oder Trichter das Regenabfallrohr zu erreichen, das unten gerade an der Ecke ausmündete, wo der Nachtwächter sein Lied sang. Auf die zwölfte Stunde, die Geisterstunde, war es abgesehen, und die grosse Sorge der Knaben war, dass sie doch ja zur rechten Zeit wach seien. Wirklich hören sie den Wächter durch die dunkle Nacht einherschreiten, und kaum hat der letzte Schlag der zwölften Stunde vom nahen Kirchturm verklungen, hebt er an: „Loset, was ich euch will sage . . —!“ aber plötzlich bricht er ab; ein ganz unheimliches Stöhnen und Seufzen lässt sich hören, wie wenn es aus dem Erdboden käme. Aber dann ist wieder alles still. Von neuem hebt der Wächter, wenn auch mit etwas zitternder Stimme, an: „Loset, was ich euch will sage . . —!“ Da tönts wieder unheimlich, wie ein schmerzvolles Stöhnen. Nun war es nach des Volks Meinung im Pfarrhaus nicht ganz geheuer. Die Steinmüllerin gehe dort um, hiess es; dies war die Frau eines früheren Pfarrers dieses Namens, die das Unglück gehabt, geisteskrank geworden zu sein. War es der Gedanke an diese Steinmüllerin oder waren es sonst Schreckensgefühle: kurz, der Wächter fing an zu murmeln: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“. Jetzt aber konnten die schlimmen Spukgeister sich nicht mehr halten; ein deutliches Gekicher liess sich aus der Kammer her vernehmen und der Wächter merkte, wo die Geister sitzen. Er bannte sie jetzt auch glücklich, indem er, offenbar recht erbost, rief: „Wartet nur, ihr verfl . . . Lausbuben, das sage ich morgen dem Vater.“ Das war jetzt doch etwas fatal; denn dieser verstand hierin keinen Spass und ziemlich kleinlaut gingen die Spukgeister zur Ruhe. Des anderen Tages spähete man sorgfältig aus, ob der Wächter bald komme, und richtig mit gemessenem Schritt stellte er sich zu guter Zeit im Pfarrhaus ein und begehrte mit dem Pfarrer zu reden. Bald nachher hiess es, der Oswald und der Samuel sollen in das Studierzimmer kommen. Dort gab es nun eine derbe Strafpredigt und die Knaben mussten dem bald wieder versöhnten Wächter, der für die Nachtruhe der ehrsamen Gemeinde Matt sorgte, ihr Unrecht abbitten und es mit einigen Tagen Zimmerarrest büssen. Seither hat es im Pfarrhaus Matt nicht mehr gespukt.

Ein anderes Mal — dies muss einige Jahre vor dieser Geschichte geschehen sein — hat sich Oswald durch vermessene Reden selbst in eine unheimliche Situation versetzt. Das ging so zu.

Verwandte waren auf Besuch gekommen und man sass beim Lampenschein in traulichem Gespräch um den Familientisch. Vielleicht erzählte der Vater die Geschichte von der Landvögtin Giesing. Sie war die zweite Frau des Landvogts dieses Namens und hatte aus erster Ehe drei taubstumme Kinder angetreten. Während einer Abwesenheit des Gemahls im Welschland verbrannte Giesings Haus und darinnen die drei taubstummen Kinder. Die Habe aber wurde sorgfältig gerettet. Die Stimme des Volkes bezeichnete die Stiefmutter als die Urheberin dieses Unglücks, und ihr Mann machte ihr nach seiner Rückkehr die bittersten Vorwürfe. Sie verschwor sich hoch und heilig, sie sei unschuldig. Trüge sie die Schuld, so wolle sie „hier zitli verrünne und dort ewig verbrünne“. Bald darauf starb sie und wurde auf dem Friedhof in Matt begraben. Da sei wenige Tage nach ihrem Tode der Sernf mächtig angeschwollen und dem Kirchhof zugeströmt und habe dort die Särge mit fortgerissen und er sei erst ruhig geworden, als er auch den Sarg der Landvögtin erreicht und weggerissen hatte.

Oder er erzählte von jener rätselhaften Person, die damals in Matt als Kirchgangschauerin bekannt war. Man traf sie nachts einsam in tiefes Staunen versunken auf der Strasse. Sie behauptete, sie sehe im Geist diejenigen, welche nächstens sterben samt dem ganzen Leichengeleit vor ihrem Auge vorbeiziehen.

Jedenfalls sprach man über solche Erzeugnisse des Aberglaubens. Da wollte auch Oswald seinen Mut zeigen. Er fürchte sich vor keinen Gespenstererscheinungen, sagte er; ihm würde es nichts machen, grade jetzt in dunkler Nacht ins Beinhaus zu gehen, um dort einen Schädel zu holen. Da nahm der Vater den Knaben beim Wort: So hole jetzt den Schädel, wenn du so mutig bist! Als Beinhaus wurde das Innere des weiten Kirchturms benutzt. Der Weg führte zuerst über den Kirchhof zu einer engen Fensterlücke des Turms; durch diese musste man sich durchzwängen und dann auf ein schmales Mauergesims herablassen, über welches man auf Händen und Füssen kriechend ins Innere des Beinhauses gelangte. Als es Ernst galt, wurde die Sache dem elf- oder zwölfjährigen Knaben doch etwas

unheimlich. Sein Herz klopfte gewaltig, als er über den dunkeln Kirchhof ging. Gern wäre er umgekehrt; das aber liess sein Ehrgefühl nicht zu. Mutig drang er durch die Fensterlücke, kroch über das Mäuerlein und sprang ins Beinhaus hinunter. Mit Grauen nahm er einen Schädel, trat mit ihm durch ein Thürlein, das sich von innen öffnen liess, in die dunkle Kirche, wo er gespensterhaft seine Schritte widerhallen hörte und brachte seine Trophäe glücklich in die Gesellschaft zurück.

Was für ein Geist der Selbstzucht übrigens unter jenen Knaben herrschte, davon giebt einen merkwürdigen Beweis der Gesellschaftsbund, den sie halb im Scherz halb im Ernst unter sich schlossen und dessen Gesetze zum Teil auch auf den Verkehr mit den Dorfknaben angewendet wurden. Vor mir liegt ein Büchlein, das überschrieben ist: Landsgemeindgesetze. Es enthält eine Menge von Gesetzen, welche die jungen Leute, die sich alle Samstag zur Landsgemeinde versammelten, für ihr gegenseitiges Verhalten festsetzten. Vollziehende Behörde ist der Landammann, der an der Landsgemeinde für die Dauer einer Woche gewählt wird; er handhabt die Gesetze und verhängt die nötigen Strafen. Der Landammann selbst aber steht unter der Kontrolle des Gesamtgerichts, der Landsgemeinde. Als Strafen werden ausgesprochen: Busse von so und so viel Haselnüssen, Erzählung einer oder mehrerer Geschichten; in schwereren Fällen wird auf Arrest erkannt, der aber hernach in dreimaliges Holzholen verwandelt wurde. Aufrührerisches Betragen zieht die grosse Landesbusse, zwei Schillinge, als Strafe nach sich.

Wie lauten nun diese Gesetze, welche jene demokratische Jugend sich selbst gegeben hat. Einige Andeutungen wenigstens über ihren Inhalt mögen hier Raum finden. Da wird aufs strengste verboten, den andern zu belügen, zu verspotten, ihn nachzuäffen, ihm etwas Beleidigendes zu sagen, oder Streit anzufangen. Unanständiges Reden, Unordentlichkeit im Betragen oder in der Kleidung, das Herumliegenlassen von Schulgeräten u. drgl., Schwatzhaftigkeit in den Lehr- und Arbeitsstunden oder bei der gemeinschaftlichen Lektüre am Abend wird mit obengenannten Strafen belegt. Neben diesen Verboten stehen aber auch positive Gebote: Alles, was man selbst nicht braucht, soll man dem Andern leihen. Jeder soll willig sein, dem Andern mit seiner Gabe zu helfen. Wenn Einer sieht, dass der Andere fehlen will, soll er ihn warnen u. s. f.

Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. Durch solche persönliche Selbstzucht und solche gegenseitige Kontrolle musste bei diesen Knaben die sittliche Kraft wachsen.

Wie aus den vorhin genannten Gesetzen hervorgeht, gehörte zu den besondern Vergnügungen auch die Lektüre. Bald wurde am Abend gemeinsam vorgelesen, und ein Gesetz verbot dann auch den Einzelnen, auf eigene Faust in solchem Buch weiter zu lesen; bald war die Lektüre Privatvergnügen. An die Stelle des schweizerischen Robinsons und Salzmanns Jugendschriften trat jetzt nahrhaftere Kost. Die deutschen Klassiker wurden bekannt, und besonders Schiller begeisterte die Jugend des Matter Pfarrhauses. Auffallend ist, dass Oswald Heer besonders dem Ossian seine Vorliebe zuwandte und grosse Stücke desselben auswendig lernte. War es wohl das Gesetz des Kontrastes, das den Alpensohn hinzog zu dem Sänger des Meeres?

Die Knabenjahre finden ihren Abschluss mit der Konfirmation. Dieselbe bildet oft einen Wendepunkt in der Entwicklung eines Kindes, sei es zum Guten oder zum Bösen, je nachdem es seine erlangte Freiheit zu brauchen oder zu missbrauchen anfängt. Oswald empfing den Konfirmationsunterricht gleichzeitig mit seinem Freunde und Mitschüler J. Tschudy. Aus den sorgfältig nachgeführten und vom Vater korrigierten Heften lässt sich deutlich die Art desselben und das Verständnis, das Oswald demselben entgegenbrachte, erkennen. Heers Vater war eine vorwiegend ethische Natur, und auch am Christentum hob er vornehmlich die praktische Seite hervor. Die Kantische Philosophie mit ihrer „praktischen Vernunft" und dem „kategorischen Imperativ" war für ihn massgebend. Die Kant'sche Trias Gott, Freiheit und Unsterblichkeit waren die Grundsäulen seiner religiösen Überzeugung. Diese natürliche Religion schloss aber keineswegs die tiefste Verehrung vor der geoffenbarten Religion aus. Gottes Wort stand in hohen Ehren und wurde täglich im Hausgottesdienst gebraucht. Aber es waren nicht die geheimnisvollen Tiefen des Versöhnungswerkes Christi, es waren nicht die grossen Grundgedanken der Rechtfertigung aus dem Glauben, die bei ihm damals im Vordergrund standen. Der zweite Artikel des Glaubens trat noch hinter dem ersten zurück. Eine tiefe Ehrfurcht vor Gott, dem Vater, und ein kindliches Vertrauen in seine weise und gütige Vorsehung: das war die religiöse Grundlage, auf der damals der Vater stand und auf die er auch seinen

Sohn zu stellen bemüht war. Christus aber betrachtete er als das vollendete Urbild eines solchen religiösen Menschen, der durch seine göttliche Lehre und sein unvergleichliches Vorbild uns die kräftigsten Antriebe giebt zu einem gottwohlgefälligen Wandel und durch seinen glorreichen Ausgang uns die Hoffnung unserer Unsterblichkeit verbürgt.

Solcher Art war die religiöse Nahrung, die Oswald von seinem Vater in seinem Konfirmandenunterricht empfing. Sein ganzes Leben hat gezeigt, wie tief jene Eindrücke hafteten, die sich hernach bei ihm wie bei seinem Vater nach der positiv-christlichen Seite mannigfach vertieft haben.

Über die Eindrücke der ersten Abendmahlsfeier haben sich einige Zeugnisse erhalten. Ein Brief seines Freundes Tschudy von Basel aus, worin er sich bei Anlass einer Abendmahlsfeier in dieser Stadt mit seinem teuern Oswald über das heilige Abendmahl unterhält, meldet: Ich erinnerte mich wohl an jenes erste Fest, da wir das heilige Abendmahl genossen, an die stille Feier in Schulvogts Weid und war fest entschlossen, so zu leben, wie es mir mein Gewissen gebietet. Und sieben Jahre später schreibt Heer in seinem Tagebuch bei Anlass einer Selbstprüfung vor dem heiligen Abendmahl: „Möchte ich mich recht oft erinnern jener heiligen Stunde, die ich nach meiner Konfirmation in jenem Wäldchen ob Matt genoss, als ich mich Dir, o Gott, weihte. So lebendig traten damals meine Gebrechen mir vor Augen; ich fühlte, wie sie Felswänden gleich mich von Gott schieden und ich flehte schon damals Dich an, mir Beistand zu leisten, diese Wände abzubrechen, damit ich ganz zu Dir gelangen könne.“

An jenem oben geschilderten Lieblingsplätzchen haben damals die beiden Freunde ihre heiligen Entschlüsse in trautem Gespräch befestigt. Dort haben sie oft sich über religiöse Gegenstände besprochen; denn der Freund schreibt in demselben Brief: „Wie gern wollte ich wieder mit Dir über religiöse Dinge reden. Ich erinnere mich mit Wohlgefallen, wie Dein immer fromm gestimmtes Gemüt mich oft in Schranken hielt, wenn ich mit meinen Meinungen zu hoch hinaus wollte ... Darin hast Du Recht, die Natur ist am besten geeignet, den Menschen zu heiligen Gefühlen zu stimmen und ihn zum Vater zu erheben.“

Viertes Kapitel.

Die Jünglingsjahre in Matt.

Auch nach der Konfirmation blieb Oswald unter der erzieherischen Leitung seines Vaters in Matt. Dieser gedachte ihn bis zum Übergang zur Universität selbst zu unterrichten. Dem längeren Verweilen im einsamen Bergthal und dieser fortwährenden Berührung mit der schönen Naturwelt jener Gegend ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dass sich die Liebe zur Natur in dem Herzen des Jünglings immer mehr befestigte.

Sein Forschen bekam nach und nach einen wissenschaftlicheren Charakter. Neben der Beschäftigung mit der Fauna, besonders der Insektenfauna seiner Heimat, trat jetzt stets mehr und mehr auch die Beobachtung der Flora seines heimatlichen Thales in den Vordergrund. Von Bedeutung für die wissenschaftliche Betreibung seiner botanischen Studien war seine Bekanntschaft mit Georg Spielberg, der damals als Lehrer eine höhere Schule in Mollis leitete, hernach aber nach Glarus berufen wurde. Dieser Mann war ein eifriger Botaniker, der ziemliche botanische Kenntnisse besass. Gar freundlich nahm er sich des jugendlichen Botanikers im Pfarrhaus zu Matt an. Gemeinsam durchstöberten sie Berg und Thal und sammelten die Pflanzen jener Gegend. Durch Spielberg wurde Heer mit der wissenschaftlichen Nomenklatur und den wichtigsten wissenschaftlichen Werken über Botanik, wie Suters und Gaudins Flora bekannt. Auch die Bekanntschaft mit Dr. Hegetschweiler wurde wahrscheinlich durch Spielberg vermittelt. Mit grösster Dankbarkeit gedachte Heer auch später noch dieses Mannes; er schrieb von Halle aus: „Grüsst mir den Herrn Spielberg und sagt ihm, dass ich stets mit grösster Liebe an ihn denke und ihn als die Haupttriebfeder meiner naturwissenschaftlichen Bestrebungen verehre.“

Sorgfältig beobachtete Heer damals schon die meteorologischen Verhältnisse jener Gegend. Noch sind vier Bändchen eigenhändiger Wetterbeobachtungen erhalten, die vom Anfang des Jahres 1826 bis beinahe zu seiner Abreise nach Halle Mitte Sommers 1828, also durch $2^1/_2$ Jahre fast ununterbrochen fortreichen. An jedem Tag wurden drei Beobachtungen gemacht, wobei er jedes

Mal den Barometer- und Thermometerstand, sodann die Witterung und die Windrichtung, im Winter auch die Höhe des gefallenen Schnees vormerkte. Das benutzte Barometer wird genau beschrieben. Am 18. Januar 1827 findet sich die Bemerkung: Heute richteten wir das Barometer nach dem Dezimalsystem ein. Das Thermometer, welches zur Beobachtung diente, war nach Du Crest*) skalisiert, welche Skala im letzten Jahrhundert die meist übliche in der Schweiz war.

Die Witterungsangaben sind gewöhnlich nur kurz gehalten. Interessantere Wettererscheinungen aber werden ausführlicher beschrieben. Beispielsweise mögen die Bemerkungen zum 17. und 18. April 1828 dastehen: „Am 17. morgens: Bewölkt, doch hie und da ziemlich grosse Stellen blau, besonders gegen Süd; stiller Föhn. Mittags: der Föhn hat ziemlich aufgeheitert. Abends: gegen Nord schwarz bewölkt, gegen Süd heiter. Der Föhn sucht sich mit furchtbaren Stössen zu behaupten. Am 18. morgens: Mit furchtbarem Geheul hat sich der Nord des Thales bemächtigt; die obern Regionen, ganz besonders seine Feste, den Bünderberg, behauptet der Föhn tapfer. Unten im Thal heult der Nord, oben treibt der Föhn die Nebel gegen Nord in die Schlacht. Um 10 Uhr ist der Nord Meister der oberen Fahne des Kirchturms; gegen 11 Uhr bemächtigt sich der Föhn wieder der oberen Kirchturmsfahne und um 11 Uhr ist er wieder Meister im Thale und sucht diese Eroberung durch furchtbare Windstösse zu behaupten; er reinigt den Himmel gegen Nord vom Nebel. Um 3 Uhr erstrecken sich dünne Nebel von Süden bis gen Nord; gegen 6 Uhr bemächtigt sich der Nord durch viele Nebel, die aus dem nördlichen Krauchthal kommen, ohne besonderen Kampf des Thales und bringt ziemlich Regen.“

Diese während $2^1/_2$ Jahren fortgesetzten ununterbrochenen sorgfältigen Aufzeichnungen der meteorologischen Erscheinungen durch einen 16—18jährigen Jüngling, der dies ganz aus eigenem Antrieb thut, ohne dass er von irgend einer Seite hiefür ein Lob oder einen Vorteil erwartet, legen ein bemerkenswertes Zeugnis ab von der Liebe und Beharrlichkeit, womit Oswald Heer schon damals die Natur beobachtete.

---

*) Über den Genfer Gelehrten Micheli Du Crest vergl. R. Wolf Biographien I., pag. 229—60.

Heer berichtet in seinem Tagebuch auch von einigen verderblichen Lawinenstürzen, die er in Matt erlebte. Am 17. Januar 1827 kamen bald nacheinander die Britteren- und die Berglilawine, welche die Ortschaft Brumbach bedrohten und beschädigten. Die erste raffte einen ganzen Wald weg und deckte einen Stall samt dem darin befindlichen Vieh zu. Trotzdem fand man dort noch alle Kühe am Leben. Aber während man daselbst mit der Rettung des Viehes beschäftigt war, kam die Berglilawine, die sehr viel Schaden anrichtete. Eine Menge Buchen und Tannen hatte sie mit den Wurzeln ausgerissen und ins Thal geschleppt. Mehrere Ställe fegte sie weg und tötete in dem einen 13 Stück Vieh, darunter 5 Kühe; einen andern trug sie unmittelbar an einem Wohnhaus vorbei, dessen Treppe, Waschhaus und Brunnen mit fortreissend, bis zum Bach hinunter, wo er ganz aufrecht, nur auf der einen Seite der Schindeln beraubt, niedergesetzt wurde; die sieben Ziegen in demselben hatte der Luftdruck sämtlich getötet. Haushohe Schneemassen lagen in ungeheurer Breite da, aus denen zerstreute Balken der zertrümmerten Ställe traurig in die Höhe ragten.

So arg auch die eben beschriebenen Lawinen gehaust haben, sie haben doch nur an der Habe der Bewohner Schaden gethan. Zu anderer Zeit dagegen geschah es nicht selten, dass sie auch Menschen fortrissen, von denen manche in dem Schneegrab umkamen. Die gefährliche Plattenberglawine riss einst 16 Arbeiter mit sich in die Tiefe; aber nur einer derselben kam um und zwei wurden schwerer verletzt, während die übrigen ohne erhebliche Schädigungen aus dem Schnee heraus gegraben werden konnten.

Das schmerzlichste Ereignis dieser Art, über das Heer eines seiner ersten Gedichte gemacht hat, war der Tod eines Brautpaars von Engi, welches samt einer Freundin der Braut auf dem Weg zum Einkauf der Trauringe in Glarus von einer Lawine erfasst und getötet wurde. Dieses Ereignis war um so tragischer, als die Braut, die einzige, bildschöne Tochter eines reichen Bauers, nur durch den Eigensinn ihres Vaters gezwungen, jenes Verlöbnis eingegangen war, da sie ihres Vaters Schäfer liebte. Als man dem Vater den zerschundenen Leichnam seiner Tochter ins Haus brachte, zerraufte er entsetzlich jammernd sein Haar und klagte sich als den Mörder seines Kindes an. Merkwürdigerweise verunglückte bald nachher auch jener Schäfer, indem er am

Gufelstock, wo er ein entlaufenes Schaf suchte, von einem Stein erschlagen wurde.

So gefährlich aber auch diese Berge waren, sie waren die Lieblinge dieses Sohnes der Berge. Keine grössere Lust kannte er, als auf den Alpentriften und Schneefeldern herumzustreifen. Vater und Söhne begegneten sich in dieser Liebhaberei. Der Vater pflegte seinen Schülern keine besonderen Ferien zu geben. Wenn aber ein schöner Tag am Himmel aufleuchtete, dann hiess es: Auf, in die Berge! nach dem Kamperdun, oder nach dem Gulderstock, oder auf die Berglialp! Es giebt im Kleinthal wenige Stellen bis zu den eisigen Höhen des Hausstocks, die Oswald Heer nicht durchstöberte. Von den Ausflügen, die er machte, berichtet er in seinem Tagebuch oft ausführlicher, oft nur kurz andeutend.

Beispielshalber sollen einige dieser Ausflüge hier geschildert werden, die uns zugleich zeigen, wie sehr jetzt auch die Botanik in den Vordergrund seines Interesses getreten ist.

Ein besonders beliebter Zielpunkt für botanische Exkursionen war die Berglialp, welche in den vom Kärpfstock sich ausstreckenden Freibergen liegt. Eine halbe Stunde weit ist das Thal sehr eng und abschüssig, daher der Weg steil aufwärts führt. Ein wilder Bach durchrauscht dieses Thälchen und bildet an einem Ort einen schönen Wasserfall, um den herum es dem niedlichen blauen Alpenlöwenmaul und dem grossblumigen Habichtskraut so wohl gefällt. Wenn man diese Schlucht hinter sich hat, befindet man sich auf einem breiteren grasreichen, aber immerhin steil ansteigenden Alpthal, dessen Abhänge dunkle Tannenwälder beschatten. In der Höhe von 5800 Fuss treten ziemlich hohe, aus Wacke bestehende Felswände auf, die eine Menge schöner Alpenpflanzen beherbergen. Hier finden wir die vielblumige Campanula thyrsoidea, die schöne Potentilla grandiflora, das Geum reptans mit seinen herrlichen, grossen gelben Blüten, das niedliche Sempervivum montanum und arachnoideum. Nirgends tritt auf unseren Alpen die wohlriechende, schöne Primula viscosa in grösserer Zahl auf als hier. Als Heer einst im April 1827 zu diesen Felsen emporklomm, um diese lieblichen Frühlingsblumen zu pflücken, musste er mit seinen Begleitern eine halbe Stunde lang durch tiefen Schnee waten, aus dem an manchen Stellen die Tannen kaum ihre Wipfel hervorstreckten; oben aber an den sonnigen Felsen blühten herrlich die Primeln, in den Farben von

rot und blau bis ins Aschfarbene und Schneeweisse variierend, und blickten stolz von ihren Wohnsitzen herab. in die winterliche Natur.

Auf der Berglialp giebt es viele Vipern. Hier war einst Heer mit der Beobachtung von Pflanzen beschäftigt. Da sieht er eine, wie er meint, gar seltene Pflanze und greift nach derselben. Allein der Kurzsichtige hatte sich getäuscht, und eine aus dem Gras sich aufrichtende Viper für einen Pflanzenstengel gehalten. Zischend fährt die Schlange gegen seine Hand, die Heer noch schnell genug erschrocken zurückziehen kann. Nun aber verfolgt er das heimtückische Reptil, welches sich im Gras verkriecht; mit seinem Stocke drückt er die Viper nieder und rollt denselben bis zu ihrem Kopf, dann packt er sie hart hinter dem Kopf und wirft sie in sein Spiritusglas, wo sie sich noch lange gewaltig bäumt.

Über die sonnigen Alpentriften des Bergli flatterten in besonders reicher Fülle die schönschillernden Hipparchien hin, die sich wohl auch zutraulich an Heers Kleider hefteten, als wollten sie den Schmelz ihrer Farben ihm im Sonnenlicht zeigen. Oder sie tranken den Nektar der Alpenpflanzen, die wie ein bunter Teppich das Erdreich bedecken. Namentlich den kleinen See, der etwa 6800 Fuss hoch gelegen, auch im Sommer gewöhnlich von Schnee bedeckt ist, umkränzen eine Menge lieblicher Veroniken, Gentianen, Potentillen, zwischen denen der gar wunderlich vom Wind hin und her bewegte Bart des Eriophorum Scheuchzeri steht.

Über dem Seeli erhebt sich der Gantstock, der in diesem Teil des Freiberges die höchste Bergspitze ist. Heer bestieg ihn öfter. Von seinem morschen Gipfel fallen stets furchtbare Felstrümmer in die umliegenden Weiden herab und machen sie unbrauchbar. Seine Felswände sind schön bekränzt mit dem Alpenaster und dem goldblumigen Habichtskraut. Unter den Steinen wohnt einsam der Carabus sylvestris atratus und auronitens, letzterer in seltener, ganz schwärzlicher Varietät. Auf dem Gipfel des Gantstocks fand Heer noch einen Ameisenhaufen, der von einer kleinen, schwarzen, ihm noch unbekannt zu sein scheinenden Ameisenart bewohnt war.

Der Berglialp gegenüber liegt die grosse Alp Mühlithal. Auch diese wurde oft besucht, da sie eine besondere Ausbeute an seltenen Insekten und Pflanzen bietet und der nahe Heustock

die Mühe des Besteigens durch eine herrliche Aussicht lohnt. Bei Engi öffnet sich dieses grosse Alpthal, dem der wilde Mühlibach entströmt. Der Eingang auch in dieses Thal ist eng, und über eine halbe Stunde weit schlängelt sich der Weg über hohe Felsen hin, während in schauerlicher Tiefe wild aufschäumend der Mühlibach dahinrauscht. Bei Üblithal, den ersten Stafel dieser Alp, öffnet sich ein grosses Seitenthal, das Wiedersteinerloch. In diesem Thal fand Heer manche schöne und seltene Insekten, z. B. den Carabus, den Professor Germar nach seinem Entdecker C. Heerii nannte. Er hatte eine ganze Familie solcher Käfer, um sie zu beobachten, im Thale; sie blieben bis zum Dezember munter und waren so gezähmt, dass sie lebende Fliegen aus seiner Hand nahmen und verzehrten. Dort fand er ferner zwei neue Arten Celia, von denen er die eine zu Ehren des Ratsherrn Sailer in Schaffhausen, dessen Bekanntschaft wir bald machen werden, C. Saileri, die andere C. montana nannte; ferner das Bembidium glaciale und andere Käfer, die, wenn sie auch bisher nicht völlig unbekannt gewesen, doch sehr selten waren. Welche Freude war es ihm, wenn er eine seltene oder gar eine bisher noch unbekannte Spezies einer Pflanze oder eines Käfers fand. Dann wiederhallten die Berge von seinem fröhlichen Jauchzen.

Doch lassen wir ihn selbst erzählen.

„Langsam stiegen wir aufwärts; denn nicht nur das Suchen von Pflanzen und Insekten, sondern auch die herrliche Aussicht hemmte unsere Schritte. Ganz in der Nähe finden sich hohe Felswände, über welche eine Menge von staubenden Wasserfällen hinabrauschen. An einigen Orten sind die Felsen so steil, dass das Wasser dem blauen Himmel zu entfliessen scheint. Unter uns liegen herrliche Thäler, von einer Menge majestätisch gestalteter Berge begrenzt. Auf der Höhe des Grates öffnet sich auch gegen Norden die Aussicht. Unter uns liegt die Alp Murgsee mit ihren drei lieblich blauen, von wohlschmeckenden Goldforellen bewohnten Seen. Hinter diesen blickt stolz der steile Mürtschen hervor. Auf den Felsen blühte hier häufig das Hieracium alpinum, und einen weichen Rasen bildete die Azalea procumbens, auf den wir unsere müden Glieder hinstreckten.

„Von hier aus wandten wir uns gegen Osten, um den Heustock zu besteigen. Ein schmaler Schafweg führte uns die steilen Felsen hinan. Ziemlich gefährlich war der Weg, und es ging

nur langsam vorwärts, da meinen Begleitern von mir und dem Führer nachgeholfen werden musste. Hinlänglich aber wurden wir belohnt durch die herrlichen Pflanzen, welche wir hier fanden; Saxifragen, Ranunceln, Geum sahen aus dem roten tonigen Gestein heraus. Vor allem aus aber freute uns die grosse Alpenakley (Aquilegia alpina), welche durch ihre schönen, himmelblauen Blüten mich über steile Felsen hinauflockte, über welche ich nur mit Mühe den Rückweg bewerkstelligen konnte. In trockenen Riesenen sah ich eine Menge des schönen blauen Alpenlöwenmauls, unter diesen mehrere Exemplare mit lebhaft rötlich-fleischfarbener Blüte.

„Voll Freude zwar, allein nicht ohne Mühe und Gefahr stiegen wir weiter und kamen endlich auf das Mühlibachkämmli, einen ungefähr 7000 Fuss hohen Bergrücken. Zischend springt hier eine grosse schwärzliche Viper von einem vor uns liegenden Stein herunter und kriecht langsam durch das Gras. Wir aber waren viel zu erschöpft, um einen Kampf mit ihr zu wagen.

„Schön war der Punkt, wo wir uns jetzt befanden, und auch in so bedeutender Höhe genossen wir eine Wärme von 13 ° R. Gerne hätten wir länger da geweilt; allein noch ferne war der Heustock, den wir zu besteigen uns vorgenommen. Rastlos stiegen wir daher wieder die schön beblümten Weiden hinan und gelangten bald zu grossen Schneefeldern, die sich gar seltsam im grünen Grunde ausnahmen. Hier fand ich die neue Chrysomela nivalis, welche neben Chr. senecionis munter die Kräuter benagte. Viele aufgestossene Erdhaufen beweisen, dass auch in dieser Höhe (circa 7500 Fuss) noch der Maulwurf hauset. Als wir dem Gipfel des Berges naheten, sprang uns ein Jäger freudig entgegen, der mit uns seit langer Zeit befreundet war. Wie freute ich mich, hoch ob allen Wohnungen der Menschen einen Bekannten anzutreffen. Auf dem Gipfel sahen wir ganz in der Nähe 14 schöne Wildhühner daherspazieren, während sich 2 Adler majestätisch von der Wand in die Luft erhoben.

„Wir bewunderten die herrliche Aussicht auf die beeisten Glarnerberge, von denen überall silberweisse Bäche schäumend herabstürzten; gegen Osten sahen wir die grünen St. Gallerberge mit dem bläulichen Walensee zu ihren Füssen. Zwischen Felsen und Bergen hindurch erblickten wir das Hügelland des Kantons Zürich mit seinen Seen und in bläulicher Ferne die Ebenen Schwabens.

„Wir erfreuten uns oben des herrlichsten Wetters. Allein beim Herabsteigen bemerkten wir vom Glärnisch her eine lange und weit gegen Osten sich erstreckende Nebelsäule. Über ihr standen weisse Federwölklein. Da wir einen Sturm zu befürchten hatten, eilten wir schnell hinab, und richtig waren wir kaum bei der dritten Stafel der Alp Mühlibach, genannt Übelis, angelangt, als von ferne starker Donner ertönte. Ich stand vor der Thüre der Hütte, um den Anzug des Gewitters zu beobachten. Noch war es unten still; allein im Westen wütete schon gewaltig in den höheren Regionen der Sturmwind und trieb mit unglaublicher Schnelle die Wolken gen Osten und verhüllte unseren Augen des Himmels liebliches Blau.

„Tobend erscheint nun auch unten der West so ungestüm, dass ich kaum zu stehen vermochte und schnell zwischen die schützenden Wände der Hütte mich hinein flüchtete. Fürchterlich saust und braust es draussen und treibt ganze Wolken von Staub in unsere gebrechliche Wohnung. Feurige Blitze durchzucken in Menge das schwarze Gewölk, und allgewaltig rollt droben der Donner, erzittert unten die Erde. Eine Menge von Hagel und Regen wirft das empörte Gewölk mit unheimlichem Geprassel auf unser Dach herab. Rauch erfüllt unsere Hütte, Staub unsere Augen und Regen träuft von allen Seiten auf uns hernieder.

„Schweigend sitzen wir alle da, ergriffen von diesem grossartigen Schauspiel. Des Donners Rollen, des Hagels und Regens Geprassel, des Windes Gebrause, die elende Hütte, meine wunderliche Umgebung: alles sprach zu meinem innersten Gemüte und erregte die wunderbarsten Gefühle; vorherrschend war aber das der eigenen Schwäche gegenüber dieser allgewaltigen Macht der Natur.

„Ziemlich lang dauerte dieses Gewitter. Da auf einmal zeigt sich wieder blauer Himmel im Westen, und während es im Osten noch weiter stürmt, bricht die Sonne freundlich hervor und vergoldet noch die höchsten Spitzen der umliegenden Berge.

„In dieser Hütte übernachteten wir. Ein ähnliches, doch nicht so heftiges Gewitter weckte uns aus dem Schlafe. Furchtbar heulte der Sturmwind durch unser luftiges, nach allen Seiten offenes Schlafgemach und trieb den Regen auf unsere müden Glieder. Darein mischte sich gar wunderlich das Grunzen und Heulen der Schweine, die unter uns ihr Nachtlager hatten und in stetem Streit miteinander waren.

„Da der Himmel am andern Morgen bewölkt war, konnten wir erst um 10 Uhr aufbrechen und stiegen zu den gar schön gelegenen Hütten den obersten Stafel auf Mühlibach. Da die Kühe hier noch nicht geweidet hatten, prangten die Alpen in den herrlichsten Farben; das hohe Goldgelb des Hieracium aureum und der Apargia alpina überwog das Blau der Enzianen und Campanulen. Nirgends sah ich das schöne Trifolium alpinum und Daphne cneorum striata so häufig wie hier.

„Das Wetter hatte sich wieder ziemlich aufgeheitert und mit ihm auch unser Gemüt. Wie angenehm waren doch die Eindrücke der Aussenwelt auf unser Inneres. Diese herrliche Natur um uns her, die Aussicht in die Tiefe der Thäler, der Blüten unzähliges Heer, die sich alle durch ihre Farbenpracht auszeichnen, gewährten uns unendliche Freude.

„Bald gelangten wir beim sogenannten Seeloch an, dessen Ufer von verschiedenen, zum Teil seltenen Sumpfpflanzen bewachsen ist. Am Rande der häufigen Schneefelder fand ich eine Menge schöner Insekten. Von der schon früher anderswo von mir entdeckten Nebria Bremii fand ich hier eine ganze Familie von 20 Gliedern beisammen, unter ihnen auch ihre den Alten so unähnlichen Kinder.*)

„Da wieder ein Gewitter nahete, eilten wir, so schnell wir konnten, die steilen Alpenweiden hinab, so dass wir keine Zeit mehr zum Sammeln und Beobachten hatten. Nur ein ganz weiss blühendes Aconitum napellus wurde noch zu den übrigen Gefangenen in die Pflanzenbüchse eingeschlossen. Kurz vor Ausbruch des Sturms gelangten wir zu einigen nahe an der Alp stehenden Häusern, wo die Leute gar freudig des Pfarrers Oswald mit seinen Begleitern unter das schützende, wirtliche Dach aufnahmen. Als der Sturm vorüber war, kehrten wir nach Matt zurück. Doppelt angenehm war nun der Weg, da die neu erfrischten Pflanzen freudig ihre herrlichsten Wohlgerüche aushauchten.“

Nur noch eine einzige Bergtour im heimatlichen Thale wollen wir erzählen; denn an einem Faden hing es, so wäre Heer hier verunglückt. Von Matt aus schliesst gegen Südosten der mächtige

---

*) Hier entdeckte Heer später eine andere ganz ausgezeichnete Nebria, welcher er den Namen des Professor Germar beilegte, mit dem Heer während seiner Studienzeit in Halle in freundschaftliche Verbindung getreten war.

Bünderberg den Ausblick. Am Martinsloch vorbei führt der Segnespass nach Flims hinüber. Oft ist Oswald mit seinem Vater über diesen Pass gezogen, wenn sie ein Reischen nach Graubünden machen wollten. Auf den Höhen jenes Berges hat er auch oft botanisiert und fand dort unfern vom Martinsloch die neue Androsace, die Hegetschweiler nach ihrem Entdecker A. Heerii nannte und im Text zu dem Labram'schen Bilderwerk, wo diese A. Heerii abgebildet ist, auch des hoffnungsreichen, jungen Naturforschers im Kleinthal rühmend gedachte. Auf jenen Felsenhöhen streifte einst Heer ganz allein herum, als plötzlich ein arges Schneegestöber hereinbrach, so dass er sich in der Schneewüste verirrte. Da er seine Schicksale auf jener Reise in einem seiner Gedichte selbst dargestellt hat, lassen wir dasselbe hier folgen.

Am Martinsloch.

Ich will von einer Alpenfahrt
Euch Freunde heut erzählen,
Wie mich der Berge rauhe Art
Einst grausam wollte quälen;
Es war dies auf dem Alpenjoch,
Nicht ferne von dem Martinsloch,
Wo mich des Todes Bote
Zur Gruft zu holen drohte.

Ich war aus tiefen Thales Grund
Zur Höhe aufgestiegen,
Wo neben manchem Felsenschrund
Die grossen Gletscher liegen.
Es ist da von dem Schnee und Eis
Ringsum das Land hellglänzend weiss,
Und spitze Felsenzinken
Aus diesem Eise blinken.

Da kommt ein rauher Wintersturm
Urplötzlich hergefahren;
Den Führer, einen Felsenturm,
Konnt' ich nicht mehr gewahren.
Der Sturm wild wirbelt, heult und tost,
Und Wolken Schnee's er von sich stosst,
Ich aber fast erfroren
Hab' jetzt den Weg verloren.

Und nirgends fand ich einen Schutz
In dieser Gletscherwüste,
Wo ich dem Sturme böte Trutz
Und mich zu wärmen wüsste;

Nein, keine Höhle, keine Wand
Ich Armer jetzt hier oben fand,
Ich musst' umher stets irren,
Nur, um nicht zu erfrieren.

Ich komme endlich auf den Grat,
Den lang ich schon ersehnet;
Doch an gehofften Pfades Statt
Ein Abgrund vor mir gähnet,
Und aus der dunkeln Felsenkluft
Des wilden Sturmes Donner ruft;
Mir wurde bang und schaurig —
Die Täuschung war zu traurig.

Ich wandte meinen scheuen Blick
Bald auf die Felsenwände
Und bald zum Gletscherfeld zurück,
Ob da ich Rettung fände. —
Da plötzlich weicht der Füsse Halt,
Ich stürz in eine Felsenspalt',
Ich hör ein dumpfes Krachen
Im offnen Felsenrachen.

Zu äusserst an des Abgrunds Rand
Da war der Stein zerspalten;
Ein Felsenstück ich dorten fand,
An dem ich mich konnt halten.
Ich schwebte an der hohen Wand,
Mich hielt nur meine schwache Hand
Und unter mir die Tiefe,
Die schauerliche Tiefe!

Ich habe mit dem Tode dort
Nun eine Weil' gerungen,
Bis ich von diesem Schreckensort
Mich glücklich aufgeschwungen.
Doch heulet noch der Wintersturm,
Verhüllt ist noch der Felsenturm
Und in die Lüft erhoben
Des Schneees Massen stoben.

Ach wär' ich doch in jene Kluft
Vorhin hinabgefallen,
Ich ruhte jetzt in stiller Gruft,
Erbaut aus Eiskrystallen;
Jetzt bin ich stets in Todesnot,
Die hier mich zu verschlingen droht;
Ich werd' aus diesen Schründen
Doch keinen Ausweg finden.

Nein, nein! Ich sollte leben noch!
Nach manchen bangen Stunden
Hab das bekannte Felsenjoch
Ich endlich aufgefunden.
Der Nebel hat sich da zerteilt
Und hoch erfreut mein Auge eilt
Zu den bekannten Gründen,
Wo sich die Meinen finden.

Doch war es nur ein Sonnenblick!
So ist ja oft im Leben
Ein kurzes, freudiges Geschick
Von schwarzer Nacht umgeben.
Ach, wieder hüllt des Sturmes Macht
Das Land umher in dunkle Nacht,
Des Nebels Truggestalten
Um öde Felsen wallten.

Der Abhang ist gar steil und glatt,
Gar schlüpfrig sind die Rasen;
Mit Eis, das sich gebildet hat,
Sie gleichsam sich verglasen.
Bald hielt ich mich an meinem Stock,
Bald auch an einem Felsenblock,
Und kam bedeckt mit Wunden
Gar langsam nur nach unten.

Doch nie mehr ich den Mut verlor
Seit jenem Sonnenblicke;
Gott, glaubt' ich, habe mit mir vor
Noch andere Geschicke.
Und als, vom Regen ganz durchweicht,
Ich spät die Tschingelschlucht erreicht,
Konnt ich bei diesen Schründen
Den Felsenpfad auffinden.

Dort ist ein tiefer Felsenschacht;
Den muss ich noch bestehen,
Und bei der eingetret'nen Nacht
Kann ich den Weg kaum sehen;
Der Pfad ist gar so steil und schmal
Und aus dem tiefen Felsenthal
Hört man die Wasser toben,
Die dort zu Staub zerstoben. —

Ich hab des Thales Grund erreicht,
Der Mond hat mir geleuchtet;
Von wonnigem Gefühl erweicht
Mein Auge sich befeuchtet.

Ich dank' Gott inniglich gerührt,
Dass er mich heute so geführt,
Und vor so viel Gefahren
Mich wollte treu bewahren.

Daheim bis spät um Mitternacht
Mir harren meine Leute.
Gar eilig wird mir aufgemacht,
Wie ich am Glöcklein läute.
„Er ist's!" so rufen sie erfreut
Und meine Kraft sich frisch erneut,
Wie ich im teuren Kreise
Den Berg nochmals bereise.

Diese Exkursionen beschränkten sich aber bald nicht bloss auf das heimatliche Kleinthal, sondern der Vater unternahm mit seinen Knaben botanische Reischen in die übrigen Teile des Kantons. Jetzt galt's dem lieblichen Klönthal, wo die himmelhohen Felswände des Glärnisch im blauen See sich spiegeln. Ein andermal zog er mit ihnen den Weg über Erbs, die Wichlenalp, an der Frugmatt vorbei über den 7000 Fuss hohen Pass des Richetli Furkeli zwischen Hausstock und Kärpf durch das wilde Durnachthal nach Linththal.

Durch den oben genannten Spielberg wurde Heer mit einem jungen Hamburger Botaniker Edw. Meyer bekannt, der hernach Heer auf seiner Studentenreise nach Hamburg und Helgoland viel Freundschaft erwies. Mit diesen beiden Genossen durchstöberte er den untern Teil des Kantons Glarus, die Gegend am Walensee bis hinab zum Biberlikopf; oder er bestieg mit ihnen von Näfels aus über die schöne Alp Obersee den Wiggis und den Rautispitz. Einmal eilte Heer noch in der späten Nacht den bereits vorausgegangenen Gefährten auf den Fronalpstock nach und traf sie glücklich 12 Uhr nachts in der Sennhütte. Schon morgens um 3 Uhr brachen sie dann wieder auf und botanisierten auf der Fronalp herum, wo sie besonders sich über die schöne Anemone narcissiflora freuten.

Öfter kamen auch Spielberg und Meyer nach Matt und dann machte Heer den Führer auf die ihm wohlbekannten Alpen seines heimatlichen Thales. Bei diesen Besuchen durchging dann Spielberg mit ihm seine Pflanzensammlung und half sie ihm ordnen. Manche der gesammelten Arten konnte aber selbst der „geschickte" Spielberg nicht bestimmen, und diese wanderten dann nach Stäfa zu Dr. Hegetschweiler.

Gar sehr freute sich Heer darüber, wenn gelehrter Besuch ins Kleinthal kam. So lernte er im Juli 1826 seine nachmaligen intimen Freunde, die Professoren P. Merian von Basel und B. Studer von Bern kennen, welche, mit Dr. Köchlin auf einer Bergreise begriffen, in Matt übernachteten. Als Pfr. Heer dieselben abends mit seinem Sohn Oswald besuchte, ahnete niemand, wie eng diese drei jungen Männer sich noch verbinden würden.

Aber nicht nur mit der engeren Heimat seines Kantons wurde Heer durch vielfache Ausflüge bekannt, sondern der Vater machte alljährlich mit seinen Knaben ein grösseres Schweizerreischen. Bald ging die Reise über den Bünderberg und durchs Vorderrheinthal nach Chur, Ragaz, Pfäffers zu den Verwandten nach Atzmoos und über den Kerenzerberg heim. Häufig schlug man die Richtung nach dem Zürichsee ein. Auf dem Sihlfeld bei Zürich wurde Heers Sehnsucht, einmal eine Ebene zu sehen, einigermassen gestillt. Von dort führte einmal die Reise über Aarau und Luzern nach dem Rigi und durchs Muottathal und über den Pragel ins heimatliche Glarnerland zurück. Ein anderes Mal wurde von Zürich aus der Weg nach dem Rheinfall und Schaffhausen eingeschlagen; von dort ging's dem Rhein nach hinunter nach Basel, wo Freund Tschudi besucht wurde, der seinem lieben Gefährten aus dem Matter Pfarrhaus alle Herrlichkeiten der Stadt und Umgebung Basels zeigte und ihn auf der Heimreise bis Baden begleitete.

Bei solchen Reisen setzte der Vater grossen Wert darauf, mit trefflichen Männern Bekanntschaft zu machen. Sein Name hatte weithin im Schweizerland einen guten Klang, und es fiel ihm ausserordentlich leicht, mit den Menschen anzuknüpfen. So sorgte er dafür, dass auch Oswald mit Männern bekannt wurde, die ihm nützlich sein konnten. Auf den Reisen nach dem Zürichsee wurde nicht verfehlt, in Stäfa Dr. Hegetschweiler, den bekannten Botaniker, zu besuchen, der bald merkte, was für eine Gabe in dem Jüngling schlummerte und ihn auf jegliche Weise ermunterte in seinem löblichen Streben.

In Schaffhausen kehrte er bei Herrn Ratsherr Sailer ein, mit dem der Vater bekannt war. Von ihm berichtet die Reisebeschreibung: „Vom Morgen bis Mittag betrachtete ich die schöne Pflanzensammlung des Herrn Ratsherr, von dem ich auch verschiedene Pflanzen erhielt. Abends führte er mich zu seinem

Sohne, der eine schöne Insektensammlung besitzt. Ihm mangelten die Alpeninsekten; er hatte nur diejenigen der Ebene und deswegen beschlossen wir, miteinander einen Austausch zu veranstalten. Des anderen Tages führte mich Herr Sailer zu Apotheker Laffon, der ein ausgezeichneter Botaniker ist. Bis Mittags beschäftigten wir uns mit seinen Pflanzen; der liebreiche Herr Laffon teilte mir auch mehrere von seinen Pflanzen mit. Nachmittags führte mich Herr Sailer noch zu Herrn Dr. Freuler, bei dem ich Gelegenheit fand, viele seltene Insekten zu sehen. Abends von 6—9 Uhr durfte ich ein Konzert der Musikgesellschaft anhören, was mich ausserordentlich erfreute. Auch den letzten Morgen, den ich hier zubrachte, widmete ich bis Mittags den Insekten des Herrn Sailer jun. Nach dem Essen nahm ich Abschied von dieser Familie, die mir in jeder Beziehung so viel Freundlichkeit erzeigt hatte, und während ich durch Feld und Wald Basel zu pilgerte, waren meine Gedanken stets bei jenen lieben Leuten, wo ich entweder Pflanzen betrachtete oder mich über Insekten mit Herrn Sailer unterredete."

In Basel machte er Bekanntschaft mit Professor Roeper, der ihn freundschaftlich empfing und sehr zum Studium der Botanik ermunterte. Auf der Rückreise besuchte er in Zürich Dr. Rud. Schulthess, der ihm seine Pflanzensammlung zeigte, die besonders an Orchideen reich war. Er trat auch mit ihm in Verbindung wegen Austausches von Pflanzen.

Wir sehen, der 18jährige Naturforscher sucht bereits Anknüpfungspunkte mit anderen Forschern, und es entwickelte sich auch namentlich mit der Familie Sailer in Schaffhausen ein Austausch der Gedanken und der naturwissenschaftlichen Objekte. Das Tagebuch des Jahres 1828 meldet zu verschiedenen Malen den Empfang von Insekten und von Versteinerungen aus Schaffhausen.

Der Anknüpfung weiterer Bekanntschaften war denn auch die letzte Reise vor seinem Abgang nach Halle gewidmet. Im Juni 1828 wandte er sich wieder dem Zürichsee zu. Dr. Hegetschweiler gab ihm Empfehlungsbriefe an den Entomologen de Clairville in Winterthur. Nachdem er in Zürich seinen Bekannten vom vorigen Jahr, Dr. Schulthess, besucht, reiste er nach Winterthur. Gar bänglich war ihm zu Mut, als er vor solch' einen grossen Naturforscher, als welcher ihm de Clairville galt, treten sollte. Er wurde aber von dem alten Mann sehr

freundlich empfangen und letzterer überzeugte sich bald von den ausserordentlich reichen Kenntnissen, welche Heer auf dem Gebiet der Entomologie damals schon besass.

De Clairville teilte ihm mit, dass ein Pfarrer Rordorf in Seen bei Winterthur eine schöne Schmetterlingssammlung habe und Heer unterliess nicht, von de Clairville empfohlen, jenes Pfarrhaus zu besuchen und jene Sammlung zu betrachten.

Noch mehr lag ihm der Besuch des Pfarrhauses Dübendorf am Herzen. Der Sohn des dortigen, damals achtzigjährigen Pfarrers, der durch eine Krankheit im zehnten Jahr gehörlos gewordene J. Bremi, war, wie Oswald Heer, von früher Jugend an in wunderbarer Liebe zur Natur hingezogen worden und beschäftigte sich eifrig mit Insektenkunde. Er hatte bedeutende Sammlungen angelegt; darum wandte sich Heer von Winterthur aus nach Dübendorf und besuchte daselbst den jungen Naturforscher, der ihm seine schöne Sammlung mit Freuden zeigte. Da Bremi hauptsächlich durch Professor Schinz war gefördert worden, so mag eine Empfehlung desselben Heer veranlasst haben, in Zürich auch diesen tüchtigen Zoologen aufzusuchen, der ihn auf das Museum führte und wohl auch das erste Zusammentreffen mit Herrn Escher-Zollikofer im Belvoir veranlasste, welcher eine bedeutende Insektensammlung besass. Als Heer voll Interesse diese Sammlung betrachtete, in der namentlich viele Exoten sich befanden, ahnten weder er noch Escher, welch' enge Bande hernach sie umschlingen würden. Heer versprach Herrn Escher eine Anzahl seltener Alpeninsekten, namentlich eine vollständige Sammlung der Alpenschmetterlinge Hipparchien zuzusenden.

In dieser Zeit kündigte Heer öffentlich an, dass er ein Herbarium Floræ alpinæ helveticæ, d. h. eine Sammlung von 250 in der Anzeige mit Namen genannten Alpenpflanzen, sorgfältig getrocknet, die einzelne Sammlung für sechs Brabanterthaler herausgebe. Es kamen einige Bestellungen, darunter eine von der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt, deren hochgeschätztes Ehrenmitglied hernach der botanisierende Pfarrerssohn wurde, der auf diesem Wege einiges Taschengeld für die Reise nach der Universität zu erhalten hoffte.

Fünftes Kapitel.

Der Abgang nach der Universität Halle.

Nach und nach rückte auch für Oswald Heer die Zeit heran, da er sich für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden musste. Schon damals wäre sein Wunsch gewesen, sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften widmen zu dürfen. Allein der Vater glaubte, dies seiner zukünftigen ökonomischen Existenz wegen nicht zugeben zu sollen. Schien dieser Weg versperrt, so konnte nur noch ein anderer in Frage kommen. Die Familientradition, der Entschluss seiner beiden Vettern Samuel und Christoph, das leuchtende Vorbild seines Vaters und seiner beiden Oheime, liessen es ihn als ganz selbstverständlich betrachten, dass er sich dem geistlichen Stande widme. Derselbe entsprach auch völlig seiner phantasie- und gemütvollen Anlage und seinem auf Beförderung menschlicher Wohlfahrt gerichteten Sinn. In diesem Stande konnte er an der geistlichen Hebung seiner Nebenmenschen arbeiten, wie sein liebevolles Herz es wünschte. Er hoffte auch, als Pfarrer weiterhin mit seiner lieben Natur sich beschäftigen zu können.

Daher wurden denn auch jetzt die Studien im Elternhaus so eingerichtet, dass sie ihm den Bezug einer theologischen Fakultät erleichtern sollten. Seit längerer Zeit hatte er sich dem Studium der hebräischen Sprache zugewendet und neben Homer und Herodot wurde auch das griechische neue Testament gelesen und zum besseren Verständnis desselben De Wettes und des bekannten freisinnigen Katholiken Hug Einleitungen ins Neue Testament studiert und excerpiert. An der Hand der kirchengeschichtlichen Werke von Mosheim, Plank und Gieseler machte er sich mit der Kirchengeschichte vertraut. Daneben wurden selbstverständlich auch die humanistischen und mathematischen Studien mit Ernst fortgesetzt. So grosse Freude der Vater an den naturwissenschaftlichen Liebhabereien seines Sohnes hatte und so sehr er ihnen auf jegliche Weise Vorschub leistete, so liess er doch nicht zu, dass die notwendigen Studien darüber vernachlässigt wurden.

Mit welchem Fleiss Heer damals die Zeit benutzte, beweist ein noch vorhandener Stundenplan aus dem Sommersemester 1828. Da ist für jede Stunde von morgens 4 Uhr bis abends 7 Uhr ein Pensum vorgemerkt. Für seine botanischen Studien blieben nur die Mittagsstunden von 11—1 Uhr übrig. Ja selbst die Freistunde von 5—6 Uhr abends ist nach jenem Stundenplan zum „Hirten“ d. h. zur Besorgung der Ziegen und Schafe bestimmt.

Längere Zeit war der Vater ungewiss, welche Universität er für seinen Sohn auswählen solle. Basel und Halle standen in Frage. Für Basel fiel ins Gewicht, dass Vater und Vorväter dort studiert hatten, und Freund Tschudy liess es nicht fehlen an begeisterten Briefen, worin namentlich De Wette gepriesen wurde. Auch sprachen zu Gunsten Basels die grössere Nähe, die bereits dort angeknüpften Bekanntschaften und der billigere Lebensunterhalt.

Hinwieder rühmten die Vettern Samuel und Christoph, welche beide binnen Jahresfrist nach Halle gezogen waren, die wissenschaftliche Bedeutung dieser Stadt, deren theologische Fakultät damals 700—800 Studenten besuchten. Namentlich Vetter Christoph lud Oswald ein, nach Halle zu kommen; er könne sowohl das Schlaf- als Arbeitszimmer mit ihm teilen und manche Kollegien gemeinsam mit ihm hören und verarbeiten. Auch wegen der moralischen Gefahren für einen Jüngling, der zum ersten Mal das stille, abgelegene Elternhaus verlässt, um zum Vollgenuss akademischer Freiheit in einer grossen Stadt überzugehen, beruhigte er den besorgten Vater. So fiel denn der Entscheid für Halle.

Mit Macht wurden jetzt die letzten Vorbereitungen getroffen und der Koffer gepackt. Mantel und Regenschirm, hatte Vetter Christoph geschrieben, seien unnötig. Dafür wurden im Koffer mehrere Sammlungen von Alpenpflanzen und Schächtelchen mit Käfern untergebracht. Die Pflanzenbüchse war mit Erde von Matt gefüllt, worin Knollen von Lilium martagon (Türkenbund) und Cypripedium calceolus (Frauenschuh) lagen, damit sich Oswald auch an der Saale fernem Strande an heimatlichen Blumen erquicken und trösten könne. Als endlich die Kiste gepackt war, umstanden sie alle im Vorgeschmack der bitteren Trennung mit Thränen in den Augen. „Es war — schreibt Oswald in seinem ersten Brief von Halle — als wollten wir einen Totenbaum zumachen.“

Am 30. September 1828 schlug die Stunde des Abschieds. Die ganze Familie begleitete den scheidenden Sohn und Bruder eine weite Strecke; selbst eine gezähmte Elster, die wieder den Namen „Pik“ führte, zog mit ihrem Freund bis zur Engibrücke, von wo sie kreischend heimwärts flog. Über Zürich ging die Reise nach Schaffhausen, bis wohin der Vater seinem lieben Sohn das Geleit gab. Dort gesellte sich nach Abrede noch ein anderer Studiosus, C. Studer aus Winterthur, zu Heer, und gemeinsam machten sie, das Felleisen auf dem Rücken, und wenn das Wetter es erlaubte, zu Fuss die Reise nach Halle.

Zum ersten Mal kam Heer jetzt in die weite Welt hinaus. So schmerzlich ihm die Trennung von der lieben Heimat und der Abschied von dem teuren Vater war, so regte sich doch auch in ihm die Wanderlust, und er freute sich schon im Vorgeschmack aller der neuen herrlichen Dinge, die er sehen sollte. Schildern wir einige der Eindrücke dieser Reise nach Halle.

Der erste Haltpunkt wurde in Stuttgart gemacht und ein Tag der Besichtigung der Merkwürdigkeiten dieser königlichen Residenz gewidmet. Sie bewunderten den königlichen Palast mit seinen Gemälden, Vasen, Bildsäulen, Spiegelsälen u. s. w. Dieser Herrlichkeiten bald satt, liessen sie sich den königlichen Marstall zeigen, wo Heer zum ersten Mal einen Neger sah, der ihn fast mehr interessierte, als die Pferde. Auch dem naturhistorischen Museum und der Werkstätte des Bildhauers Dannecker wurde ein Besuch abgestattet, in welcher die ausdrucksvolle Christusstatue Heer am meisten entzückte.

Am folgenden Tag fuhren die Studiosen im Postwagen nach Heidelberg. Daselbst bestiegen sie alsbald den Schlosshügel, betrachteten natürlich das berühmte grosse Fass und genossen die herrliche Aussicht auf das Neckarthal. Über Schwetzingen, dessen kunstvolle Gartenanlagen sie bewunderten, wanderten sie nach Mannheim und von dort rheinabwärts nach Worms.

Ein Abstecher führte sie von hier nach Kreuznach, wo Heer seines Vaters Studienfreund, Professor Nänny, besuchen sollte. Gar herzlich wurde er von demselben aufgenommen. Am Tag wurde die Umgebung durchstreift, die Salinen besucht, die Ebernburg bestiegen, abends aber liess sich Professor Nänny so viel von seinem alten Freund erzählen, 'dass Heer bald in der Erinnerung an den teuren Vater das Heimweh übernommen hätte.

Über Bingen und Mainz ging es weiter nach Frankfurt. Da-

selbst sollte Heer den Kaufpreis für die von ihm zusammengestellte Sammlung von Alpenpflanzen, welche das Senckenberg'sche Institut bestellt hatte, persönlich in Empfang nehmen. Dies verursachte ihm ziemlich vieles Umherlaufen bei den verschiedenen Mitgliedern der Stiftung; aber die Unannehmlichkeiten derselben wurde ihm reichlich aufgewogen durch die überaus freundliche Aufnahme, welche er bei dem Botaniker Professor Becker und seinem Sohne fand, der gleichfalls sich dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet hatte. Dieser freundliche Herr lud ihn zu sich ins Haus, zeigte ihm seine eigene interessante Pflanzensammlung, führte ihn aufs Museum, wo Heer nicht nur die dortigen grossen Sammlungen betrachten, sondern auch andere bedeutende Männer kennen lernen durfte. Unter der freundlichen Begleitung des jungen Becker besichtigte er Frankfurts Kunstschätze und machte einen lohnenden Ausflug nach Darmstadt, wo er zuerst das Naturalienkabinet besuchte und dann, so gut es die kurz gemessene Zeit zuliess, das Auge an den herrlichen Gemälden der Galerie, das Ohr an der trefflichen Musik des Opernhauses weidete.

Am 13. Oktober abends setzten sich die beiden Freunde in den Eilwagen und fuhren in einem Stück bis Gotha. Die Fahrt war sehr unangenehm, weil sie auf jeder Station den Beiwagen wechseln mussten. Ein heiteres Intermezzo begegnete ihnen auf solch einer Zwischenstation. Es war gerade Kirchweih im Dorf, und unter der Linde tanzten nach den Tönen einer Dorfmusik einige fröhliche Paare. Die Studenten näherten sich dieser Gesellschaft und wurden fröhlich empfangen, indem man ihnen den Bierkrug entgegenhielt und sie aufforderte, Bescheid zu thun. Als die Studenten dies nicht verschmähten, erscholl ein lautes Vivat hoch! und einer der anwesenden Musensöhne begann mit einer der Dorfschönen sich nach den Klängen der Musik im lustigen Reigen zu drehen, bis plötzlich das Posthorn dieser Fröhlichkeit ein jähes Ende bereitete.

Das Ende dieser Fahrt bis Gotha war weniger lustig. Ein schneidender Nordwind durchblies unbarmherzig die mantellosen Studiosen; Heer traf zudem das Schicksal, im Wagen rückwärts zu sitzen. Sie kamen daher halb erfroren und unwohl in Gotha an.

Nachdem sie die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt, besonders die hübschen Gartenanlagen und Terrassen um das Schloss herum und die Gewächshäuser betrachtet hatten, zogen sie nachmittags

weiter nach Erfurt, diesmal zu Fuss, da sie die Annehmlichkeiten des Eilwagens jetzt genügend gekostet hatten. Sie rückten aus dem gebirgigen Thüringen nach und nach in die Ebene vor. Dies war ein gar eigener Anblick für den Sohn der Berge, der sich einst, als er zum ersten Mal nach Zürich gekommen, beim Anblick des Sihlfelds gefreut, dass er jetzt doch einmal eine Ebene sehe. Jetzt wurde ihm dieser Anblick noch viel ausgedehnter zu teil. Kein Hügel, kein Berg begrenzte den weiten Horizont; ein Baum, ein Haus, eine Turmspitze oder Windmühle sahen hier oder dort gleichsam aus der Erde heraus. Die Sonne verbarg sich hinter keinen Felsen; bis zu den Füssen neigt sie sich herab und erhebt sich morgens wieder ganz aus den Tiefen der Erde.

In Erfurt war es hauptsächlich das Andenken Luthers, das durch einen Besuch im Kloster erneuert und gefeiert wurde, während in Weimar, wohin sie am folgenden Tag reisten, die Heroen der neueren deutschen Litteratur: Herder, Wieland, Göthe, Schiller vor ihr geistiges Auge traten. Auch des grossen Kriegshelden Herzog Bernhards wurde gedacht am Ort seiner Grabstätte. Übrigens bemerkt Heer: „Ich machte mir eine glänzendere Vorstellung von Gotha und Weimar und andern norddeutschen Städten; weil da viele grosse Männer gelebt hatten, meinte ich irrigerweise, auch diese Städte werden gross und glänzend sein.“

Zu ihrer Verwunderung erblickten sie noch in der Gegend von Naumburg Rebberge, deren Trauben sie freilich nicht rühmen konnten. Ein kalter Wind und Schneegestöber liess sie merken, dass sie dem Norden schon näher gekommen. Eine wohlfeile und bequeme Fahrgelegenheit führte sie ziemlich schnell durch die weite Ebene von Lützen nach Leipzig. Am Schwedenstein gedachten sie der Heldengestalt Gustav Adolfs und die weiten Ebenen um Leipzig erinnerten sie an jene andere Entscheidungsschlacht, die hier gegen Napoleons Bedrückung um Deutschlands Unabhängigkeit gekämpft wurde.

Vor Leipzigs Thoren forderte man ihnen zum ersten Mal ihre Pässe ab. Bei seinen Glarner Landsleuten, an die er für seinen Geldbedarf gewiesen war, wurde er freundlich aufgenommen und mit Butter und Schabzieger bewirtet, ja ihm sogar ein Stück des letzteren auf die Weiterreise mitgegeben. Zum letzten Mal nahmen sie in Leipzig ihr Felleisen auf den Rücken, um noch acht Stunden weiter nach Halle zu wandern. Halbwegs von

Halle sahen sie eine Schar junger Leute sich entgegen kommen. Welche Freude, als Heer seinen Freund Christoph erkannte, der mit vier andern Schweizerstudenten in einer Ahnung, heute werde Oswald kommen, ihm entgegen gegangen waren. Lustig zogen sie in Halle ein; noch an demselben Abend versammelten sich zur Begrüssung der Ankömmlinge die zehn in Halle studierenden Schweizer und in traulichen Gesprächen über die liebe Heimat schwanden die Stunden des ersten Abends in Halle dahin.

Sechstes Kapitel.

Die Studienzeit in Halle.

Es war ein günstiges Geschick für Heer, dass er die erste Zeit seiner Trennung vom Vaterhaus und seiner akademischen Freiheit in der engsten Gemeinschaft mit seinem Vetter Christoph verleben durfte. Ihre Freundschaft wehrte dem Heimweh, das um so kräftiger sich meldet, je einfacher die Verhältnisse sind, aus denen der Mensch herausgerissen worden, je fremdartiger die neue Umgebung ist, je weniger namentlich der an ein liebevolles Familienleben Gewöhnte einen ähnlichen Kreis findet, an den er sich anschliessen kann. Die bisher schon eng verbunden gewesenen Vettern ersetzten einander die liebe Heimat, wohin sie ihre Gespräche oft hintrugen. „O, wie gut ist es — schreibt Heer in seinem ersten Brief von Halle — dass mein lieber Vetter hier ist; es ist mir oft, als sei ich zu Hause. Wir leben so traulich und froh mit einander.“

Sie wohnten im Stadtteil der sogenannten Halloren, die wendischen Ursprungs hauptsächlich dem Betrieb der Salzsiedereien oblagen und damals durch eigene Kleidung und Sitten sich von der übrigen Bevölkerung unterschieden und einzelner besondern Rechtsamen sich erfreuten. Bei einem solchen Halloren bewohnten sie gemeinsam zwei Zimmer und führten in allem gemeinsamen Haushalt. Einige andere Schweizer bewohnten dasselbe Haus, das nach dem Namen des Hauswirts die Kruspei genannt wurde.

Die Schweizer in Halle hatten eine Studentenverbindung unter sich gebildet, die hallenische Helvetia, da sie weder den aristokratischen Landsmannschaften, noch den deutschtümelnden Burschenschaften Geschmack abgewinnen konnten. Aus demselben Grund hatten sich auch einige Hanseaten und Ungarn an diese Gesellschaft angeschlossen. Alle Sonntag Abend versammelte sich dieselbe in dem Zimmer eines der Mitglieder. Derjenige, welcher an der Reihe war, sorgte für die einfache Bewirtung. In diesem Kreis erschallten die allbekannten fröhlichen Studentenweisen; neben ihnen aber wurden mit besonderer Vorliebe Hs. Georg Nägelis kräftige Schweizerlieder von diesen Schweizerjünglingen gesungen, die — nebenbei gesagt — auch eine Kasse zur Unterstützung armer durchreisender schweizerischer Handwerker hatten.

Ganz entzückt von dieser freundschaftlichen Aufnahme von Seite seiner Landsleute meldet Heer seinem Vater, dass es ihm gar gut in Halle gefalle und er in jeder Beziehung gut aufgehoben sei. Namentlich möge er sich wegen der üblen Studentensitte des Zutrinkens beruhigen. In der Helvetia bestehe dieser Gebrauch nicht und Studentenvereine zu besuchen, habe er keine Zeit. Wohl aber sei er dem kürzlich gegründeten Museum beigetreten, wo eine Menge wissenschaftlicher, theologischer und naturhistorischer Zeitschriften aufliegen und wo man mit gebildeten Leuten zu verkehren Gelegenheit habe.

Auch von Seite der Professoren wurde Heer aufs freundlichste aufgenommen. Unter den theologischen Professoren war er durch einen Empfehlungsbrief des Vaters in erster Linie an Professor Wegscheider gewiesen, der ihn öfter zu sich einlud und ihn bei der Auswahl der Kollegien mit seinem freilich nicht immer unparteiischem Rat unterstützte.

Besonders herzlich wurde er bei dem Botaniker Curt Sprengel empfangen, der grosse Freude bezeugte über das Taschenbuch seltener Alpenpflanzen und noch mehr über die lebenden Alpenpflänzlein, welche ihm Heer brachte. Er lud ihn ein, ihn öfters zu besuchen und empfahl ihn aufs wärmste dem Mineralogen und Entomologen Professor Germar, mit welchem Heer bald in engen Verkehr trat.

In den folgenden Briefen giebt nun Heer seinem Vater nach dessen Wunsch genauere Aufschlüsse über den Inhalt seiner theologischen und philosophischen Vorlesungen, und der Vater

hinwieder antwortet ihm in Briefen, die oft sechszehn eng beschriebene Quartseiten enthalten, in welchen er auf diese theologischen und philosophischen Ansichten näher eintritt und sie in selbständiger Weise kritisiert.

Werfen wir hier einen orientierenden Überblick über die theologischen Studien, denen Heer in den ersten Semestern in Halle oblag.

Bei Wegscheider hörte er nach einander die Erklärung sämtlicher neutestamentlicher Schriften ausser der Apokalypse, und systematische Fächer. Heer billigt im Ganzen die historisch-grammatische Methode seiner Auslegung, findet aber doch nicht nur seinen Vortrag, sondern oft genug auch den Stoff, den er vorbringt, langweilig, dem Gehalt der heiligen Schrift ungenügend.

Viel glänzender waren die Vorträge von Gesenius, bei dem Heer Kirchengeschichte und Hebraica (Syntax, Erklärung der Psalmen, des Hiob, der Genesis, ferner Einleitung ins Alte Testament und Archäologie) hörte. Er bemerkt über die Kollegien bei Gesenius unter anderm folgendes: „Die Kirchengeschichte giebt er schön geordnet; er stellt die Tugenden und Mängel der jeweiligen Zeiten treffend dar, lässt uns dann und wann sehr schöne Blicke in das Innere der Kirche einer Zeit thun, entwickelt auch die Streitigkeiten sehr zweckmässig, eilt aber zu schnell darüber hinweg, so dass über manchem ein Schleier bleibt, den die Dogmengeschichte lüften mag.“

Einen grossen Genuss bereitete ihm Gesenius durch seine lebensvolle Erklärung des Alten Testaments. Namentlich war ihm das Buch Hiob lieb geworden, sowohl wegen des interessanten Problems der Theodicee, das es zu lösen sich abmüht, als wegen der herrlichen Sprache und der grossartigen Naturschilderungen desselben. Übrigens nahm Heer auch des Gesenius Ansichten keineswegs kritiklos an. Er bemerkt z. B. über dessen Tadel der sogenannten Rachepsalmen: „Gesenius scheint mir die Stellen des Alten Testamentes, die zur Rachsucht mahnen, zu grell hervorzuheben; man darf dabei nicht übersehen, dass der Hebräer seine Feinde auch als Gottes Feinde betrachtet. Übrigens ist es kein Unglück, wenn in der Theologie verschiedene Meinungen sich geltend machen. Ich könnte mir nichts Traurigeres denken, als wenn alle Theologen dieselben Ansichten hätten; es müsste alles geistige Leben erschlaffen.“

Ferner schreibt er: „Gesenius diktiert von allen Professoren

am schnellsten, oft ganz furchtbar schnell, so dass ich schon in einer Stunde acht Seiten geschrieben habe. Wenn es zu schnell werden will, zischt man; bessert's dann noch nicht, so wird getrampelt. Ihr könnt Euch denken, was dies für einen Lärm giebt, wenn von 400—500 Studenten auch nur 100 mit aller Macht auf den hölzernen Boden stampfen, während andere zischen und wieder andere mit furchtbar dumpfer Stimme: Ruhe! rufen. Gewöhnlich hält's ein paar Minuten an, während welchen alle Wände zittern. Auf einmal erfolgt dann Totenstille. Entschuldigt sich der Professor gehörig, so geht der Vortrag ruhig fort. Zeigt er aber Malice oder Verachtung der Studenten, so erhebt sich wieder von allen Seiten ein Gezisch und zum zweiten Mal erzittern die Fenster. Bei Gesenius hat man schon dreimal nach einander getrampelt. Einmal sagte er: „Meine Herren, ich verstehe die oratio pedestris nicht!“ Dies ist freilich eine rohe Sitte unter Studenten. Sie thut aber, wenn die Professoren auch gar zu schnell oder undeutlich reden, doch zuweilen gute Wirkung.“

Auch über seine philologischen und philosophischen Studien giebt er dem Vater einlässliche Auskunft. Er hörte bei Gerlach Logik, Fundamentalphilosophie, Metaphysik und Religionsphilosophie, bei Rosenkranz Geschichte der Philosophie und bei Hinrichs im letzten Semester Naturphilosophie. Der Vater, der der Hegel'schen Spekulation gründlich feind war, freute sich, dass sein Sohn bei Gerlach gesunde philosophische Kost empfange. Er meinte, dass keine Philosophie etwas tauge, welche das Sittengesetz als untergeordnete Potenz mit Geringschätzung behandle. Am wenigsten könne sich eine solche spekulative Philosophie, welche alles in den Fluss der sich verwirklichenden Idee auflöse, der Christlichkeit rühmen. Denn in Jesu Christo sei das sittliche Ideal ein- für allemal verwirklicht. An ihn habe jeder, auch der Philosoph, sich zu halten.

Darum ermahnte er seinen Sohn ernstlich, über der Wissenschaft die Religiosität nicht aus den Augen zu verlieren. Er frägt nach, wie sein Sohn den Sonntag feiere und wünscht, dass er sonntäglich eine Predigt höre. Dies erfordere schon die Christenpflicht, dass er mit seiner Kirche auch in äusserer Gemeinschaft bleibe. Anderseits bedürfe auch der gebildetste Christ der Anregung des religiösen und moralischen Gefühls, was man nicht in den Hörsälen, sondern im Gotteshaus finde. Dies sei gerade für künftige Prediger notwendig. „Wähle Dir solche Prediger

aus, die Deinen Verstand belehren und überzeugen, Dein Herz erwärmen und Dir als Muster eines schönen Kanzelvortrages dienen können.“

An die Nachricht über den unsittlichen Charakter eines Professors knüpft er die Bemerkung: „Mein Sohn, bei aller Gelehrsamkeit ist ein unsittlicher Mensch ein höchst verächtliches Geschöpf, um so verächtlicher, je höher er durch seine geistigen Anlagen und seinen bürgerlichen Wirkungskreis gestellt ist. Darum, mein lieber Oswald, halte unverbrüchlich fest an den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit. Verabscheue jene geniale Liederlichkeit, die sich gerade auf Universitäten breit macht, und vergiss es nie, die höchste Würde eines Menschen beruht nicht auf seinem Vielwissen und Können, sondern auf der Reinheit und Stärke seines sittlichen Charakters. Solltest Du je durch Zufall in schlechte Gesellschaft geraten, dann ist ein stilles, geräuschloses Davonschleichen aus solcher Umgebung die beste Partie, die man ergreifen kann, sobald man merkt, dass man unter die unrechten Leute gekommen ist. Schulden mache keine. Der Kredit und die Ehre eines Schweizers erfordern, dass man prompt und pünktlich das Schuldige zahle. Befleisse Dich der möglichsten Sparsamkeit, indem Du alle unnützen Ausgaben meidest; zu diesen rechne ich aber keineswegs die Kosten für den Besuch des Museums, das ein treffliches Mittel für Deine Ausbildung ist und mit Recht von den Studenten „Schleife“ genannt wird. Denn eine solche Anstalt ist recht dazu angethan, das Rauhe und Eckige der äusseren Formen abzuschleifen und die Studierenden an den feinern und edlern Gesellschaftston zu gewöhnen. Dies ist nicht nur für das äusserliche Fortkommen wichtig; denn ein edles, freies, würdevolles Benehmen gewinnt ihm die Herzen der Menschen. Sondern jener edlere, feinere Gesellschaftston, wenn er zugleich auf einem warmen, herzlichen Wohlwollen und sittlicher Reinheit und Güte als seinem Fundamente beruht, macht einen wesentlichen Teil der höhern sittlichen Bildung aus, wonach wir alle zu streben haben. Ferner ist dieses Museum eine vortreffliche Gelegenheit, sich im Umgang einen guten deutschen Ausdruck und Aussprache anzugewöhnen, worin wir Schweizer oft sehr gegen die Deutschen zurückstehen.“

Hören wir auch, was Heer über seine naturwissenschaftlichen Studien schreibt. Gern hätte er bei Sprengel ein botanisches Kolleg angenommen. Aber er meldet höchst indigniert dem Vater:

„Denkt Euch doch, wie wenig Interesse die Botanik in Halle findet; Sprengel hat keines der beiden angekündigten Kollegien zu Stande gebracht.“ Dagegen pflegte er um so lebhafter den persönlichen Verkehr mit ihm. Er meldet nach Hause, dass Sprengel ihn persönlich auf seinem Zimmer aufgesucht und zu Tische geladen habe.

Wo möglich noch freundlicher wurde er von Professor Germar behandelt, der ihn einlud, jeden Sonntag Morgen zu ihm zu kommen zum Zweck gemeinsamer naturwissenschaftlicher Untersuchungen. Bei ihm traf er mit dem bekannten nachmaligen Naturforscher Burmeister zusammen, mit welchem ihn bald die gemeinsamen Interessen und Liebhabereien verbanden.

Ein Besuch, den Heer bei Professor Kaulfuss machte, knüpfte bald auch hier zwischen diesem Naturforscher und dem für die Naturwissenschaften in heisser Liebe entbrannten Studiosus der Theologie ein inniges Verhältnis, das in häufigen Einladungen von Seite des Professors und Besuchen von Seite Heers gepflegt wurde. Wie freute sich Heer in dem herrlichen Garten desselben köstlich blühende Alpenglöcklein (Soldanella alpina) zu finden. Er bittet darum seinen Vater, ihm doch Samen von schönen Alpenpflanzen zu sammeln und zu schicken, da er damit seinem verehrten Lehrer grosse Freude machen würde.

Bei Kaulfuss lernte er Franz Junghuhn kennen, von dem er seinem Vater berichtet, er sei ein wackerer junger Botaniker, der besonders in den Kryptogamen stark zu sein scheine und der ihn bitten lasse, die Pilze im Kleinthal zu sammeln. Auch dessen Erinnerungsblatt in Heers Stammbuch nimmt auf diese damalige Liebhaberei desselben Bezug. Er schreibt: „Du richtest Deine Blicke auf das heitere Leben der Insekten, die fröhlich durch die Luft schwirren; aber ich wandle unter den melancholischen Pilzen, die, eine Traumwelt der Pflanzen, im Schatten der Gebüsche wachsen. Aber beide kommen wir zum Ziel.“

Gar herzlich war sein Verhältnis zu dem jungen Botaniker Karl Bouterwek, mit dem Heer sehr häufig botanische Exkursionen nach dem Petersberg und in die Heide machte. Sein Stammbuchblatt atmet die innigste Anhänglichkeit an Heer: „Du, guter Oswald, liebst deine Berge und deine Freiheit; früh wurdest du mit der Natur bekannt, ihr Bewunderer, ihr Vertrauter. Sie war es, die auch uns verband und manchen stillen Genuss uns gewährte.“

So durfte Heer, der bisher für seine naturwissenschaftlichen Studien fast völlig auf sich allein angewiesen war, in Halle mit einer grössern Zahl bedeutender Männer in vertrauten Verkehr treten. In vollen Zügen genoss er diese Vorteile und pflegte diese Beziehungen sorgfältig. Da er darüber seine theologischen Studien nicht vernachlässigen durfte und wollte, so war hauptsächlich der Sonntag der Tag, da er mit diesen naturwissenschaftlichen Freunden verkehrte. Er bekennt denn auch seinem Vater in Beantwortung von dessen Mahnung, sonntäglich die Kirche zu besuchen, offen, dass er das bis jetzt sehr selten gethan habe. Er meint aber, dafür doch gute Gründe zu haben, und er zählt nun deren eine Reihe auf: seine Abneigung gegen die lang dauernde gesungene Kirchenagende und die ganze katholisierende Art des Gottesdienstes, die Notwendigkeit während seiner ganzen Dauer zu stehen, den Mangel an guten Predigern, besonders aber die Einladung Germars, ihn jeden Sonntag Vormittag zu besuchen. Um aber doch dem Wunsch des Vaters zu gehorchen, wolle er allvierzehntäglich dem Universitätsgottesdienst des Professor Marks beiwohnen. Der Vater liess freilich diese Gründe nicht gelten und ermahnte ihn, am Gottesdienst so oft als möglich teilzunehmen.

Da inzwischen auch in Halle der Frühling und mit dem Frühling die Ferien herangerückt waren, so unternahm er mit seinen naturwissenschaftlichen Freunden manche Ausflüge in die Umgebung von Halle, und mit Freuden berichtet er es dem Vater, wenn er etwas Seltenes gefunden hat. Dabei gedenkt er wehmütig der lieben Heimat. „Daheim wird jetzt der warme Föhn den Schnee wegschmelzen und auf Schulvogts Weid blühen jetzt schon die Violen und Tussilagines. Auf dem Sand böckeln froh die Ziegen herum und benagen die Weidenbüsche und die Abhänge sind von blökenden Schafen bevölkert; unten aber rauscht der Sernf, vom Schneewasser geschwellt, trüb durchs Thal. Von Zeit zu Zeit kracht eine Lawine herunter und verkündet mit furchtbarem Gebrause den heranrückenden Frühling. Hier zeigt sich der Frühling ganz anders. Wir haben seit einigen Wochen keinen Schnee mehr. Warme Lüfte wehen sehr oft und die Sonne scheint schon lang und warm. Doch sind die Wiesen noch ganz öd und winterlich. Nur die Kornfelder sind grün geworden. Die Pflanzen sind noch nicht aus ihrem Winterschlafe erwacht. Erst einige Ornithogalum blühen an sonnigen Orten. Besonders leid

thut es mir, dass ich hier keine Bienen sehen kann. Wie herrlich schön ist's zu sehen, wenn sie mit ihren Höschen so lustig in ihre Wohnung einziehen."

Die Frühlingsferien wurden auch noch zu einem Ausflug nach Leipzig benutzt in der doppelten Absicht, sich dort den schwindsüchtig gewordenen Geldbeutel neu füllen zu lassen und die Leipziger Messe zu sehen. Er giebt den Seinen eine frische Schilderung von dem Völkergewimmel, das sich auf jenen Strassen vorfindet, wo Türken, Perser, Griechen, polnische Juden, alle in ihrem nationalen Kostüm, sich neben Christen aller Länder und Sprachen einherbewegen. Gar interessant war es ihm, von der dortigen Sternwarte aus das Feld zu überblicken, wo die Völkerschlacht gegen Napoleon geschlagen wurde und den Worten des Wächters zu lauschen, der während der Schlacht auf der Spitze des Turmes war. Am besten aber gefiel es ihm doch bei seinen lieben Glarner Landsleuten, mit denen er in der wenigstens für sein Ohr melodischen „landlichen" Sprache über die liebe Heimat plaudern und Briefe und Aufträge an die teuren Angehörigen aufgeben konnte.

Dass Heer im nunmehr beginnenden Sommersemester neben seinen theologischen Studien seine freie Zeit aufs fleissigste seinen lieben Naturwissenschaften widmete, braucht keiner besondern Erwähnung mehr. Er hatte sich Sprengels Flora mit allen Supplementen angeschafft und studierte dieses Werk; ebenso De Candolles Organographie, die ihm Kaulfuss geliehen, damit zugleich sich im Französischen übend. An schönen Sommerabenden durchstreifte er bald allein, bald mit Freunden die Umgebungen Halles, besonders die Wälder und die Gegend der Salzseen, wo er manches Interessante und Seltene fand. Bei Anlass solch' einer einsamen Exkursion traf er auch mit einem ungarischen Studiosus Namens Karl Kalchbrenner zusammen, ein Zusammentreffen, das die beiden bald zu einem engeren Freundschaftsbund vereinigte, der bis zum Tode Heers bestand. Sein Biograph verdankt diesem Herrn, der als ungarischer Pfarrer sich um die Kenntnis der Pilze Verdienste erworben, eine gar launige Schilderung dieses Zusammentreffens mit Heer, sowie einige andere Aufschlüsse über seinen Haushalt, die wir hier wörtlich wiedergeben wollen. Dieser Herr meldet: „Als ich eines schönen Nachmittags in einem nahe gelegenen Wäldchen herumstreifte, fand ich Heer vor einem Ameisenhaufen sitzend, den er sorgsam durchstöberte. Auf meine Frage: Was treibst du hier? entgegnete

er kurz angebunden: Das wird dich schwerlich interessieren! Aber als ich fortfuhr: Wahrscheinlich suchst du jenen blinden Käfer, welchen die Ameisen füttern und pflegen sollen; ich glaube, er heisst Molops oder ähnlich: da erhellte sich sein Gesicht sogleich. Ich setzte mich nun auch zu ihm und wir durchsuchten vereint den Ameisenhaufen. Wir fanden Gefallen aneinander und er lud mich in seine Wohnung. Aber hilf Himmel, wie sah es da aus! Eher Faust's Hexenküche ähnlich, als der Behausung eines frommen Theologen! Auf dem Stuhl blähte sich eine Kröte; über den Fussboden huschte eine Coluber natrix (eine Natterart). Auf dem Tisch befanden sich allerlei Violen, Fläschchen, Zangen, Loupen, Mikroskop, Schachteln mit Insekten u. s. w., auf dem Fensterbrett Gläser mit schmutzigen Flüssigkeiten, in denen Infusorien gezüchtet wurden. Wir wurden von Stund an gute Freunde und blieben es das ganze Triennium. An den Winterabendstunden lasen wir zusammen sehr oft den Homer und wenn wir zu einer Stelle kamen, wie z. B.:

Aber es ass und trank der göttliche Dulder Odysseus
Furchtbar —:

dann zog Freund Oswald Butter und Brot aus der Tischlade und wir fielen darüber her mit einem Appetit, welcher dem des grossen Dulders kaum nachstand."

In dieser Zeit wurde Heer durch einen gar lieben Besuch überrascht. Jener junge Hamburger Naturforscher Meyer, der einst bei Spielberg sich aufgehalten und an den botanischen Exkursionen auf den glarnerischen Alpen sich beteiligt hatte, besuchte ihn in Halle und lud ihn freundlich ein, während der langen Ferien eine Reise nach Hamburg zu machen. Er werde in dem elterlichen Hause Meyers mit offenen Armen aufgenommen werden und habe so die beste Gelegenheit Norddeutschland, das grossartige Leben Hamburgs und das Meer zu sehen, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu bereichern und mancherlei interessante Bekanntschaften zu machen.

Diese Einladung fiel bei Heer auf dankbaren Boden, und er wurde nicht müde, dem Vater die Vorzüge solch' einer Reise zu schildern und ihn dafür um Erlaubnis zu bitten. Der Vater hatte mancherlei Bedenken gegen eine solche weit ausgedehnte Reise; doch gab er zuletzt seine Einwilligung, als Oswald schrieb, dass noch vier andere Schweizer diese Reise mit ihm zu machen gedenken. Zu diesen gehörte in erster Linie sein teurer Vetter

und Zimmergefährte Christoph Heer, sowie Heers nachmaliger Schwager Christoph Trümpi; ferner reisten mit: Kaspar Studer, der einst die Reise nach Halle mit ihm gemacht, und J. Konrad Hirzel aus Zürich. Ein sorgfältiger Reiseplan wurde schriftlich aufgesetzt, wonach die Reisenden zunächst durch den Harz und Hannover nach Bremen, von dort nach Hamburg und Lübeck zu reisen gedachten. Allein der vorgesehene Plan wurde gar nicht inne gehalten, sondern in fröhlicher Studentenart nach Stimmung und Laune und schliesslich nach den gebieterischen Forderungen des Geldbeutels modifiziert.

Aus der sorgfältigen, mit allerlei Bleistiftzeichnungen und Farbenskizzen gezierten Beschreibung dieser vierwöchentlichen Studentenreise mögen auch hier einige Auszüge stehen.

Sonnabend den 29. August verliessen die fünf reisenden Musensöhne, in dem Tornister ihr Reisegepäck tragend, mit Staubhemden angethan und mit wackeren Stöcken in den Händen, fröhlichen Mutes Halle. Allein als böses Omen durchnässten schon nach kurzem Marsch heftige Regengüsse die Reisenden. Notgedrungen nahmen sie jetzt bis Eisleben Extrapost, wo sie den Nachmittag der Besichtigung der Andenken Luthers widmeten. Da das Wetter andern Tags wo möglich noch trostloser war, änderten sie hier zum ersten Mal ihren Reiseplan. So leid es namentlich dem Botaniker unter den fünf Studiosen thun mochte, auf den Besuch des Harzes Verzicht zu leisten, es blieb bei dieser Witterung kein anderer Ausweg, als direkt die Strasse nach Hamburg zu wählen. Es wurde daher eine Kutsche gemietet, welche die Reisenden nach Halberstadt führen sollte. Da Regen und Nebel die ganze Gegend bedeckte, so schlossen sie den Wagen und fingen an zu theologisieren, und da sie die Rätsel dieser Sphinx nicht zu lösen vermochten, gaben sie sich selbst Rätsel und Charaden zu lösen auf. Dann und wann tönte es im Wagen auch etwa: Hoh! hoh! was gibt's? — wenn nämlich der Wagen auf den vom Regen bodenlos gewordenen Strassen umzustürzen drohte. An Quedlinburg vorbei, das mit seinen Schlössern und Türmen durch die Regenwolken herüber grüsste, gelangten sie nach Halberstadt, welche Stadt sie bei etwas aufgeheitertem Himmel am Abend betrachteten und nicht nur die schönen altertümlichen Kirchen, sondern auch die schönen Halberstädterinnen bewunderten.

Des folgenden Tages fuhren sie nach Wolfenbüttel und Braun-

schweig. Es war Heers Geburtstag, der 31. August. Er schreibt hierüber: „Früh morgens sassen wir in unserem Wagen und fast alle fingen wieder an zu schlafen. Bei dieser Todesstille war ich gerade recht gestimmt, über meinen zwanzigsten Geburtstag nachzudenken. Ich blickte auf die verflossenen Jahre tief bewegt zurück. Ich dachte meiner lieben seligen Mutter, die mich mit so vieler Sorgfalt und Liebe während ihres Erdenlebens erzog und segnend von uns allen schied. Ich rief alles wieder in mein Gedächtnis zurück, was mich an sie erinnern konnte, und sie erschien in ätherischem Gewande meinen Blicken und lispelte mir zu: Gott hat mich zum Genuss höherer Freuden in einen andern Wirkungskreis abgerufen. Danke aber Ihm, dass Er euch nach meinem Heimgange wieder eine so treue, gute Mutter gegeben hat, die ebenso, wie ich es gethan hätte, für euch alle sorgt. Ich entschlief; da träumte mir, ich sei in Matt und liege in Eueren Armen, teurer Vater, durchdrungen vom innigsten Dankgefühl gegen Euch für das, was Ihr an mir während dieser zwanzig Jahre gethan habt. Da schreckte uns ein unglücklicher Stoss des Wagens alle auf und zerstörte jene süssen Bilder.“

In Wolfenbüttel wurden sie von einem Hallenser Studiengenossen Pauli freundlich aufgenommen, der sie in die weltberühmte Bibliothek führte, über deren Sehenswürdigkeiten Heer seinem Vater ausführlichen Bericht schickt und nur bedauert, dass die Zeit nicht ein längeres Verweilen an dieser interessanten, durch Lessings Andenken geweihten Stätte erlaubte. Ein paar fröhliche Stunden wurde dann noch unter Gespräch und Gesang in Pauli's Familie verlebt. „Heimatliche Schweizerlieder wurden angestimmt, so dass wir beinahe das Heimweh bekommen hätten. Es ist wirklich ein eigenes Gefühl, wenn man sich wieder einmal in ein trauliches Familienleben versetzt sieht, nachdem man ein Jahr lang, einsam wie ein Eremit, eine Zelle bewohnt hat.“ Es dunkelte schon, als sie von diesen Leuten Abschied nahmen, um noch bis Braunschweig zu fahren.

In dieser Stadt verweilten sie zwei Tage, um alle ihre Sehenswürdigkeiten, besonders das dortige Museum mit seinen vielen Kunstschätzen recht zu geniessen. „Mehrere Stunden brachte ich bei Dr. Zinken zu, einem grossen Entomologen, an den ich von Germar empfohlen war. Er zeigte mir seine prachtvolle Sammlung, die besonders an Lepidoptern (Schmetterlingen) sehr reich

ist; er beschenkte mich mit mehreren Bewohnern Nordamerikas. Am letzten Abend verlebten wir mit der Hallenser Braunschweigia einige lustige Stunden; einzelne machte das starke Braunschweiger Bier nur zu lustig, so dass wir auf dem Heimweg fast mit der geheimen Polizei zerfallen wären."

Da man ihnen schon in Halle erschreckliche Vorstellungen von der Öde der Lüneburger Heide gemacht, entschlossen sie sich, um diesen Teil der Reise schneller zurückzulegen, einen Wagen bis Haarburg zu nehmen. Wirklich machte diese endlose Fläche auf den Sohn der Berge einen eigenen Eindruck. „Denkt Euch — schreibt er — ein Feld, dessen Grenze das Auge kaum im ganzen Umkreis sehen kann. Auf der ganzen unermesslichen Ebene kein Baum, kein Strauch, nichts als Erica vulgaris, seltener tetralix. Jetzt standen sie gerade in ihrer schönsten Blüte, so dass ein herrliches Purpurrot in verschiedenen Nüancen die ganze Ebene färbte. Hie und da wechseln diese Heiden mit prachtvollen Eichenwäldern ab. Zuweilen kamen unter den Ericen schöne Pflanzen vor, z. B. Jasione montana, Sagina procumbens, Illecebrum venticillatum, Spergula pentandra u. s. w. Die Kommunikation der Dörfer und Städtchen untereinander und mit dem Ausland muss sehr beschwerlich sein. Oft giebt es gar keine Strassen und jeder fährt über die Heide, wo er am besten durchzukommen glaubt. Die Leute in diesem ebenen, offenen Land sind viel mehr von der Welt abgeschnitten, als wir in unsern unzugänglich scheinenden Thälern. Wir begegneten nur sehr wenig Wanderern. Unser der Gegend nicht ganz kundige Kutscher wäre beinahe verirrt. Die Nacht brach herein und er hätte gern irgendwo übernachtet. Aber von Bergen bis Soltau, 5—6 Stunden weit, trafen wir kein Haus mehr. Wir waren gezwungen, bis nachts 11 Uhr zu fahren und waren froh, als wir in Soltau anlangten; denn wenn in der dunkeln Nacht dem Pferd oder dem Wagen etwas zugestossen wäre, so hätten wir uns kaum zu helfen gewusst."

Des andern Tages erreichten sie bei Haarburg die Elbe und bestiegen dort ein Dampfboot, das sie nach Hamburg bringen sollte. „Wie angeschmiedet" am Vorderteil ihres Fahrzeugs stehend, bewunderten sie die Menge der die Elbe befahrenden Schiffe, darunter majestätische Dreimaster mit gen Himmel ragenden Masten, auf denen die Matrosen keck herumkletterten.

In Hamburg angelangt, stiegen die Freunde bei einem Schweizer

Kaffeewirt ab, Heer aber suchte seinen Freund Meyer auf. Mit Jubel wurde er von demselben und seiner Familie aufgenommen, und durch seine Vermittlung durften Heer und seine Gefährten das grossartige Leben und Regen dieser Seestadt kennen lernen, „wo man von einer Reise nach Grönland oder China spricht, wie ein Kleinthaler, wenn er nach Zürich will“. Die Börse mit ihrem geschäftigen Treiben, die ungeheuren Magazine einer grossen Handlung mit Erzeugnissen aus den fernsten Ländern, ein grosses Handelsschiff, das eben im Begriff war, nach Rio Janeiro abzusegeln: alles dies wurde mit dem grössten Interesse betrachtet und den Lieben daheim ausführlich beschrieben. Auch die schöne Umgebung von Hamburg wurde auf Spazierfahrten nach Herbstehude und Eppendorf und besonders nach Altona genossen. Auch ins Theater und in den Ratskeller wurde Heer von seinen zuvorkommenden Gastfreunden geführt. Am letztern Ort scheint der Wein ihm besser gemundet zu haben, als die dazu genossenen Austern.

Unter solchen vielfältigen Genüssen waren schnell drei Tage hingeeilt. Der verabredete Reiseplan hätte sie von Hamburg nach Lübeck geführt, wo sie das Meer zu sehen hofften. Allein man riet ihnen zu diesem Zweck vielmehr eine Fahrt nach Helgoland an. Die Verständigern unter den Fünfen mahnten von solch' einem gewagten Unternehmen ab; aber die tolle Reiselust war in die Glieder der Mehrzahl gefahren. Sie schlossen wirklich mit einem Schiffer ein Abkommen, dass er sie nach Helgoland führe. Mutig bestiegen sie eines Abends den kleinen Kutter, der sie während der Nacht bis Cuxhafen bringen sollte. Freudig erregt über die bevorstehende Meerfahrt schlief Heer, so gut es ging, in der Kajüte. „Es war ungefähr wie in unsern Alphütten, nur hatten wir statt der Schweine die brausenden Wellen unter uns“.

„Cuxhafen!“ rief unser Schiffer und schnell rieben wir uns den Schlaf aus den Augen. Denn vor uns sahen wir zum ersten Mal das Meer, dessen endloses Blau uns nicht wenig in Erstaunen setzte. Als wir das Land betreten hatten, verspürte ich die ersten Spuren des kommenden Übels; alles schwankte mit mir hin und her. Doch half sich die Natur selbst und es wurde mir wieder wohler. Dazu mögen nicht wenig die das Ufer bewohnenden Pflanzen beigetragen haben. Zum ersten Mal sah ich hier jenen grossen Fucus vesiculosus, dieses Gras des Meeres, den Aster trifolius, Plantago marina und jene sonst so seltene Artemisia

salina, welche mit ihrem starken Geruch die ganze Kajüte erfüllte.“

Noch einmal warnten die verständigern vor der tollkühnen Fahrt nach Helgoland in so gebrechlichem Fahrzeug. Da aber der Wind günstig war und der Schiffer versicherte, die Fahrt schon öfter gemacht zu haben, so wurde die eigentliche Meerfahrt unternommen. „Der Wind war uns sehr günstig, so dass wir bald das Land aus den Augen verloren und wir nun wirklich zwischen Himmel und Wasser schwebten. Wie oft wünschte ich doch vorher mich einmal in dieser Lage zu befinden und stellte mir schon die wunderbaren Gefühle vor, die man dann haben werde. So lange ich noch Land vor mir sah, war alles ganz gut gegangen. Sobald ich aber nichts mehr sah, als die brausenden Wellen, wie eine über der anderen anrückte und uns zu verschlingen drohte, als wir mit denselben ins tiefe Thal herabgezogen, dann wieder auf die Höhe einer weissschäumenden Welle hinaufgetragen wurden und unser Schifflein schrecklich schwankte, da stellte ich ganz eigene Betrachtungen am Vorderteil unseres Schiffleins an. Die Seekrankheit machte mich so gleichgültig, so elend, dass ich wünschte, das Meer möge mich in den untersten Abgrund ziehen.“

Auch die andern Freunde — Hirzel ausgenommen — wurden von der Krankheit ergriffen, doch lange nicht so heftig wie Heer. Studer meldet in seiner Reisebeschreibung, dass sie sogar für dessen Leben bangten, so arg wurde Heer von dieser Krankheit mitgenommen, besonders als sich von Osten her ein heftiger Wind erhob, der Regen brachte und alle in die Kajüte hineintrieb.“

Alles nimmt ein Ende; so auch jene Fahrt. Sie langten glücklich in Helgoland an und Heer wurde aus der Kajüte herausgeführt und die ganze Gesellschaft durch helgoländische Lotsen ans Land übergesetzt. „Wie froh waren wir, als wir wieder das feste Land unter uns hatten. Anfangs konnte ich kaum stehen, weil noch alles im Kreis mit mir umzugehen schien. Durch eine grosse Treppe stiegen wir vom Ufer über die wie eine Festung die Insel umgebenden Felswände ins Oberland empor, wo wir bei einer freundlichen Alten Schutz vor dem Regen und ein reinliches Quartier fanden. Gegen Abend hatte sich der Himmel aufgehellt und wir eilten zum obersten Punkt der Insel. Welch' ein Anblick, meine Lieben! Unter uns ein kleiner Fleck Land, bewohnt von uns fremden, eigentümlich gekleideten Leuten —

um uns her das unendliche Meer, an dessen äusserstem Rande die Sonne hinabtauchte — der auf das Meer sich stützende Himmel, gefärbt vom goldenen Abendrot. Die See bedeckt bald mit ihren kräuselnden Wellen die grosse Sonne, bald lässt sie sich wieder von ihr bestrahlen, endlich aber versinkt sie ganz und düstere Schatten fallen auf Land und Wasser.

„O das war ein Anblick! Die Flucht der Jahre und auch unsere göttlich schönen Aussichten werden den tiefen Eindruck nicht verwischen. In unseren tiefen Thälern muss man die Blicke zum Himmel richten, um die von der Abendsonne vergoldeten Spitzen der Berge zu sehen; hier aber schied die Sonne zu unseren Füssen. Jetzt verstehe ich Ossian, wenn er vom Abendstern singt:

Wogen des Meeres umwallen dich freudig
Baden mit Lust dein liebliches Haar.

oder wenn er von der Sonne sagt:

Hast du den Weg auf bläulicher Bahn
Goldener Sohn des Himmels verlassen:
Siehe das Thor im Westen steht offen.
Winkend ist dort dein Lager bereit.
Zitternden Hauptes kommen die Wellen,
Deiner erhabenen Schönheit zu huldigen;
Lieblich im Schlaf erblickten sie dich,
Aber sie weichen schüchtern zurück.
Ruhe in kühler Wohnung, o Sonne,
Aber kehr' uns voll Freude zurück!

Acht Tage lang mussten die Reisenden auf der Insel verbleiben, vom stürmischen Wetter dort gefangen gehalten. Aber die Gefangenschaft war ihnen süss. Zwar wurden sie schon in der ersten Nacht um 12 Uhr von den Lotsen aus den Betten gejagt und nach ihrem Kutter übergesetzt; aber der Schiffer wagte nicht abzufahren und sie kamen, neuerdings halb seekrank, früh morgens zum Lande zurück. Und noch einmal wurden sie in der nächstfolgenden Nacht im Schlaf gestört; aber nur der bombenfeste Hirzel liess sich auf den Kutter übersetzen, während die andern auf die Kunde hin, dass das Schiff nicht abfahren könne, wieder gerne ihr warmes Lager aufsuchten.

Die Zeit ihres unfreiwilligen Aufenthaltes auf dieser Insel benutzten sie, um mit den Bewohnern Bekanntschaft zu machen. Mit ihnen schauen sie von der Höhe des Leuchtturmes aus, wie ein Schiff in der Ferne auftaucht, der Insel sich nähert, von den

Lotsen herbei geführt wird. Sie schauen zu, wie ein Torfschiff seines Inhalts entlastet und dieser von den Frauen die grossen Stiegen heraufgetragen wird, „was uns wirklich bös auf die Männer machte, welche müssig herumlungerten.“

Oft ging Heer an den Strand, um Pflanzen und Meertiere zu suchen und wurde da, wie in der lieben Heimat, von den Knaben jener Insel unterstützt.

Eine bedeutende Zahl von Meerpflanzen, einige seltene Käfer, ferner Fische, Krebse, Seeigel, Vögel und andere Naturprodukte wurden gesammelt, so dass es schliesslich Bedenken erregte, wie dieser Reichtum in ihrem Kutter zu bergen sei.

Nachdem sie zu Schiffe die ganze Insel umfahren oder ein andermal dem Anzug eines furchtbaren Sturmes zugeschaut, der sie fast zu Boden geworfen hätte, während die Wogen des empörten Meeres ihren Gischt beinahe 200 Fuss hoch über die Felswand hinaufspritzten, liess nach achttägigem Aufenthalt ihr Schiffer ihnen sagen, dass er jetzt endlich sich getraue, die Rückfahrt zu unternehmen. Schnell wurden die gewonnenen Schätze zusammengerafft, und an einem Sonntag nachmittag stiegen sie die Treppen hinab ans Ufer unter dem Gesang:

Auf Matrosen! die Anker gelichtet!
Die Segel gespannt, den Kompass gerichtet!
Liebchen ade! Scheiden thut weh.
Morgen geht's in die wogende See.

Seh' ich die Heimat nicht wieder,
Reissen die Fluten mich nieder
Tief in die See, Liebchen ade!
Wenn ich nur droben dich wieder seh'.

Die See ging von den vorhergegangenen Stürmen noch entsetzlich hoch, und die Wellen kamen wie Berge über das Schifflein und manche Sturzwelle schlug in dasselbe hinein, dass sich die Reisenden an den Tauen halten mussten, um nicht ins Meer gespült zu werden. Die Situation war um so unheimlicher, als der Schiffer offenbar betrunken war und sich zu Bett legte, so dass die Leitung ganz dem einzigen Matrosen überlassen blieb. Natürlich stellte sich bei Heer schnell die Seekrankheit wieder ein. Glücklicherweise hielt das gute Wetter so lange an, bis sie in die Elbe einlaufen konnten. Hier aber begann wieder arges Wetter sich einzustellen, so dass selbst die Kajüte und die Betten völlig durchnässt wurden und Menschen und Geräte in dem Schiffe

herumkugelten. Ganz zerschlagen an Leib und Seele fuhren sie des andern Tages mittags 12 Uhr in den Hamburger Hafen ein, voll Freude, wieder festen Grund unter den Füssen zu haben. Ihre dortigen Freunde hatten gefürchtet, sie seien verunglückt, und unter den Schweizer Studenten in Berlin ging wirklich das Gerücht von ihrem Untergang.

Die zwei letzten Tage in Hamburg wurden von Heer noch naturwissenschaftlichen Besuchen gewidmet. Er besuchte einen Herrn v. Vinthen, an den er von Professor Germar war empfohlen worden und der in demselben Hause wohnte, wo Klopstock sich dreissig Jahre aufgehalten. „Er besitzt eine ausgezeichnete Sammlung und ausgebreitete Kenntnisse; er beschenkte mich mit mehreren seltenen Käfern.“ In Altona besuchte er einen reichen Kaufherrn, der sich mit Entomologie beschäftigte, von dem er sehr freundlich empfangen wurde. „Ich fand auch hier den Ausspruch eines Entomologen bestätigt, dass alle Entomologen gleichsam eine geistige Verbindung geschlossen haben und dass man sich nirgends so annähere, wie auf dem Gebiet der Naturforschung. Herr Sommer zeigte mir seine prachtvolle Sammlung, wurde aber bald durch Rathausgeschäfte abgerufen. Er lud mich auf den Nachmittag ein, ihn zu weiterer Unterhaltung auf der Börse aufzusuchen. Ich begab mich auch zur angegebenen Zeit dorthin und spazierte wie ein Kapitain auf und ab, bis ich mich nochmals mit Herrn Sommer unterhalten konnte.“

Viel Freude gewährte ihm der botanische Garten. Professor Lehmann liess ihn durch einen Gärtner in den Gewächshäusern herum führen. Studer berichtet in seiner Reisebeschreibung hierüber: „mit dem jungen Heer hatten wir hier die grösste Not; von den vielen tausend Pflanzen wollte er jede betrachten, jede zeichnen oder wenigstens den Namen aufschreiben — kurz, wir mussten ihn fast mit Gewalt fortreissen.“

Mit grösstem Interesse besuchten sie auch die Wohlthätigkeitsanstalten Hamburgs, besonders das vortrefflich eingerichtete Kranken- und Irrenhaus. „O wie nötig wäre es doch, dass unser Land auch so ein Haus hätte, mit dem allenfalls ein Armenhaus verbunden sein könnte! Wird wohl einmal der bessere Zeitgeist sich diese Ehrensäule errichten?“ schreibt der junge Studiosus seinem Vater.

Endlich hiess es, von dem liebgewordenen Hamburg scheiden. Die arg abgemagerten Geldbeutel forderten entschieden diesen

Entschluss. Mit inniger Dankbarkeit nahm Heer von seinen zuvorkommenden Gastfreunden Abschied und suchte seine Gefährten in ihrem Gasthof auf, wo auch sie bei einem biederen Graubündner vortrefflich aufgehoben gewesen.

Der magere Beutel erlaubte nicht mehr, im Wagen die öde Lüneburger Heide zu durchreisen. So durchpilgerten sie denn dieselbe zu Fuss, Heer, so viel es die Zeit erlaubte, auch jetzt nach Pflanzen und Insekten spähend.

Über Magdeburg ging's an den Herrenhutergemeinden Gnadau und Barby vorbei nach Dessau und Wörlitz und endlich in einem letzten tüchtigen Tagmarsch von Oranienbaum nach Halle zurück. Ein armer Mensch mit verkrüppelter Hand in der Nähe von Halle erhielt die letzten kupfernen Überreste der Reisekasse. Arm am Beutel, aber reich an Erfahrungen und vielfältigen Genüssen zogen sie vier Wochen nach ihrer Ausfahrt wieder in Halle ein, in der Erinnerung die schöne Reise wieder erlebend.

Dort galt es, sich für das bald beginnende Wintersemester vorzubereiten. Neben Wegscheider und Gesenius hörte er in diesem Semester bei Ullmann ein Kolleg: Einleitung in die Dogmatik. Bei Gerlach wurde Religionsphilosophie und bei Kaulfuss ein Kolleg über Cryptogamen angenommen. Ein harter Schlag war es für ihn, dass sein lieber Vetter und Zimmerkamerad Christoph nach Hause berufen wurde, da er die Stelle des nach Glarus übersiedelnden Lehrers Spielberg in Mollis einnehmen sollte. Auch andere liebe Schweizerfreunde waren verreist, ohne dass Zuwachs erfolgte. Berlin zog eben damals die jungen Theologen mächtig an, wo Hegel, Schleiermacher und Neander ihr Licht leuchten liessen, während Halle als „Rationalistennest" gemieden wurde.

In diesem Semester brach denn auch der bekannte Hallesche Streit aus, der Heer aufs lebhafteste bewegte. In einem Artikel der von Hengstenberg herausgegebenen evangelischen Kirchenzeitung, betitelt: „Der Rationalismus auf der Universität Halle", wurden Wegscheider und Gesenius aufs heftigste angegriffen. Der Verfasser desselben bedauert, dass die nahezu neunhundert Theologiestudierenden Halles nur die fade Kost des Rationalismus zu geniessen bekommen. Wegscheiders Exegese behandle das Neue Testament, wie wenn es ein Scheffel Spreu wäre, aus dem mühsam einige gute Körner herausgefunden werden. Gesenius aber gebe in seinen Vorlesungen die Meinungen der alten und neuen rechtgläubigen Kirchenlehrer, oft auch den Inhalt des

ewigen Wortes selbst dem allgemeinen Gelächter Preis. Die so gebildeten Studenten werden fürs Amt untauglich; entweder werden sie Heuchler, wenn sie wider ihre eigene Überzeugung um der Leute willen das alte Evangelium verkündigen, oder sie werden Unterdrücker der göttlichen Wahrheit, wenn sie ihren eigenen Unglauben predigen; jedenfalls arbeiten sie so oder anders an der Verwüstung der Kirche.

Heer war mit seinen Schweizer Freunden empört über diesen Angriff auf seine geschätzten Lehrer, und er meldet entrüstet seinem Vater, welch' schwarze Wolke sich aus den Regionen des Aberglaubens und Mysticismus erhoben, wie glänzend aber Gesenius sich verteidigt habe.

„Ich war — schreibt Heer — von des Gesenius Verteidigung wunderbar ergriffen; ich fühlte mich stark genug, selbst für die Wahrheit zu sterben — die ganze übrige Stunde schrieb ich, was diktiert wurde, ohne dass ich am Schluss derselben ein Wort von dem wusste, was ich geschrieben." Auch die übrige Studentenschaft war über den Angriff auf diese hochgeschätzten Lehrer der Universität erbittert, und alsobald wurde beschlossen, den beiden angegriffenen Männern einen Fackelzug zu bringen. Als derselbe von der Regenz durch Anschlag am schwarzen Brett untersagt wurde, wurde dieser Anschlag abgerissen. Im Kolleg sodann bemerkte Gesenius, er müsse um delikater Verhältnisse willen bitten, diesmal den Fackelzug zu unterlassen. Die Studenten mögen aber überzeugt sein, dass er nie aufhören werde, frei und ohne Menschenfurcht öffentlich zu lehren und zu bekennen, was er für Wahrheit und Recht halte.

Mit jenen „delikaten Verhältnissen" hatte es aber folgende Bewandtnis. Ganz allgemein wurde vermutet, dass Tholuk jenen Artikel verfasst oder doch inspiriert habe. Deswegen richtete sich die Indignation der Studenten gegen ihn so sehr, dass er bei Anlass des Fackelzuges Thätlichkeiten fürchtete. Infolge dessen schrieb Tholuk an Gesenius, er sei nicht der Verfasser des Aufsatzes, er bitte daher Gesenius, die Abhaltung des Fackelzugs zu unterdrücken, da er bei diesem Anlass mit einem Pereat! und dem Einwerfen der Fenster bedroht sei. Gesenius verlangte von Tholuk eine öffentliche Erklärung, dass er keinen Anteil an diesem Artikel habe, und da er diese nicht geben wollte, blieb das Misstrauen an ihm haften, dass er der Anstifter dieses Angriffs gewesen.

Jetzt las man am 4. Februar am schwarzen Brett: Heute mittag um 1 Uhr (Tholuk las zu dieser Zeit Apologetik) wird Tholuk ausgetrampelt. Wirklich fanden sich eine ungeheure Menge Studenten in seinem Auditorium ein, obwohl im Vorsaal die Universitätspedelle und der Gefängniswärter postiert waren. Allemal, wenn sich die Thüre öffnete und man Tholuks Eintritt erwartete, erhob sich ein furchtbarer Lärm im Saal. Nach etwa einer Viertelstunde erschien Prorektor Blume, dem die Studenten sehr wohl gewogen waren. Als er den Katheder bestiegen, entstand sofort Ruhe und er hob an, er begreife vollkommen den gerechten Unwillen über die pharisäischen Angriffe auf zwei ihrer würdigsten Lehrer. Aber Tholuk habe wahrscheinlich keinen Teil an demselben. Er hoffe, die Studenten werden sich ruhig verhalten und ihn nicht nötigen, die auf solche Unruhen gesetzten Strafen anzuwenden. Während einige Schüler Tholuks beim Beginn seiner Rede: Schändlich! schändlich! gerufen, wurde ihm dieselbe von der Menge bei seinem Weggang mit lautem Bravo! verdankt.

Nun erschien Tholuk, der trotz der Ermahnungen des Prorektors mit furchtbarem Lärm empfangen wurde. Doch erfolgte endlich Ruhe und Tholuk verteidigte sich jetzt würdevoll. Nie habe er während seines vierjährigen Hierseins jemand persönlich beleidigt. Sein System lege er jedem zur Prüfung vor, und er bitte nur, es unbefangen zu prüfen. Jetzt sei die Stimmung der Studenten leidenschaftlich gegen ihn erregt in einer Sache, die ihn nichts angehe. Einige Stimmen schalten ihn jetzt einen Jesuiten; doch konnte er seine Vorlesung ohne weitere Störung zu Ende bringen und erst bei seinem Weggang erfolgte noch „eine Salve“.

Heer bemerkt, hätte Tholuk nur einmal klar und unzweideutig erklärt, dass er keinen Anteil an jenem Aufsatz habe, so wäre gewiss alles ruhig geblieben. Aber jene unbestimmten Ausdrücke machten ihn nicht von allem Verdacht frei. „Ich glaube zwar nicht, dass er den Aufsatz verfasst, aber nicht unwahrscheinlich ist, dass er um die Sache gewusst und sie befördert habe.“

Leider hat diese üble Geschichte Heer für längere Zeit gegen Tholuk misstrauisch gemacht. Im Sommersemester 1829 hatte er bei ihm ein Kolleg über die Geschichte der Theologie im achtzehnten Jahrhundert gehört und seinem Vater geschrieben:

„Ich freue mich sehr auf Tholuks Ankunft, indem er wieder neues Leben in die Theologie hineinbringt. Er zieht eine Menge von Frommen herbei und weckt die dem Rationalismus fast Unterliegenden wieder auf; denn hier ist wirklich ein rechtes Rationalistennest.“ Jetzt aber berichtet er allerlei Studentenklatsch über ihn nach Matt; erst in seinem letzten Semester hat er sein Misstrauen gegen ihn überwunden und hört er die Erklärung der wichtigen Briefe an die Römer und Hebräer bei ihm.

Unter diesen stürmischen Ereignissen und fleissigem Arbeiten war rasch das dritte Semester dahingeschwunden. Zu Heers grossem Bedauern verliessen jetzt auch seine lieben Freunde Studer, Trümpy und Welti die Universität. Heer begleitete sie mit dem einzigen noch übrig bleibenden Schweizer Sommerhalder bis Leipzig. Die Trennung von diesen Freunden ging ihm tief zu Herzen, so dass er seinem Vater schrieb, er fühle jetzt erst, was Heimweh sei.

Auch seine Reflexionen auf dem Heimweg waren, im Einklang mit dem trüben, schlechten Wetter, sehr trübselig. „Ich legte mich — schreibt er — in eine Ecke unseres Wagens und dachte über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach. Alle die Meinigen, die schon in jene andere Welt hinübergegangen sind, alle die Meinigen, die jetzt fern von mir noch in den glücklichen Gefilden der Heimat wohnen — alle zeigten sich meinen Blicken Schatten gleich, die kommen und wieder verschwinden. Das ganze menschliche Leben erschien mir als ein Traum, entbehrend aller Realität. Der menschliche Geist ist ein Luftgebilde — sprach ich — nach seiner Kraft mehr oder weniger bedeutend; er kommt herunter aus dem unendlichen Lichtreich, um nach kurzer Frist wieder ins All zu verfliessen.

„Ein Stoss des Wagens überzeugte mich wieder von der Wahrheit der Realitäten, die den zur Erkenntnis notwendigen Beziehungspunkt in dem Inhalt des ursprünglichen Selbstbewusstseins finden. Dieses innere Selbstbewusstsein gewann auch wieder den Sieg über das Gefühl; der männliche Geist — dachte ich — erhebt sich über das irdische Leben, schwingt sich zu einem Standpunkt empor, auf dem er über alle Formen des irdischen Daseins erhaben ist. Er räumt allerdings dem Gefühl sein Recht ein, da es ihn innig von dem Realen überzeugt; er weist es aber in seine Schranken zurück, wenn es über sein edleres Selbstbewusstsein Herr werden will.

„Auf diesem Standpunkt hoffe auch ich angelangt zu sein. Mich beruhigt der Gedanke, dass ja einst auch für mich die Zeit kommen wird, wo ich in die Arme lieber, teurer Eltern, Geschwister und Freunde zurückkehren darf. Nur um so freudiger wird das Wiedersehen sein, je länger ich in der Fremde verweile. Möge nur der liebe Gott euch alle, besonders Euch, mein lieber Vater, auf dem so viele Sorgen lasten, gesund erhalten. O wie unendlich würde ich mich freuen, wenn ich nur einige Freudenkörner auf Euere dornichte Bahn streuen könnte! Oft zwar schon sass ich an meinem Studiertisch, an meiner Kraft verzweifelnd, gleichsam den Schöpfer anklagend, dass er mich so kärglich mit geistigen Gütern ausgerüstet, wenn ich bemerkte, wie ich so vieles vergessen, so vieles nicht tief genug aufgefasst habe, wie viel Geld ich Euch schon gekostet und im Ganzen einst doch wenig zu leisten im Stande sein werde. Nur der Gedanke konnte mich ein wenig beruhigen, dass es der Allvater sei, der mir diese Gabe zugeteilt habe und mir durch meinen teuren Vater die herrlichste Gelegenheit gegeben, sie auszubilden. Jedesmal stand ich mit dem Entschluss auf, diese Gelegenheit so viel wie möglich zu benutzen, um meine schwachen Geisteskräfte auszubilden, recht fleissig fortzuarbeiten, ein reines Herz zu bewahren, dass ich froh alle Tage zu Gott emporblicken kann. Ja, auch jetzt sei dieser Entschluss aufs neue gefasst, das Jahr, das mir noch zu meinen Studien bestimmt ist, so gut als möglich zu benutzen. Falle ich dann im Examen durch, so habe ich mir weniger Vorwürfe zu machen; geht es aber gut, dann, o dann kann ich mir kein grösseres Glück denken, als wenn ich als Kandidat in Euere Arme zurückkehren, wenn ich Euch das eine oder andere Geschäft abnehmen, mit Euch mich über Theologisches etc. unterhalten, von Euch mich belehren lassen kann — wenn ich wieder unsere Alpen, Berge und Triften durchsuchen und gewiss manches finden werde. Ich werde mich besonders auf die Kryptogamen legen, in denen ich später vielleicht etwas leisten kann, da unsere Alpen noch gar nicht durchsucht sind, auch sonst noch vieles darin zweifelhaft ist. Vielleicht kommt mit der Zeit eine Flora helvetica cryptogama zu Stande.

„Hinsichtlich meiner Bestimmung — fügt er bei — bin ich nun so ziemlich fest entschlossen. Mein Hauptzweck ist, einst ein ganz stilles Leben zu führen, etwa in einem stillen Thal unseres lieben Vaterlandes. Erst jetzt gefällt mir das Leben,

das da geführt wird, recht wohl. Alles ist da so zutraulich, so fröhlich, so zufrieden. Überall wird der Pfarrer wie der Vater der Gemeinde begrüsst. So einmal leben zu können, in tiefer Einsamkeit den Spuren der Natur nachzugehen, ihr stilles Wirken und Walten zu beobachten, das sei mein ganzes Bestreben. Ich lege mich daher jetzt hauptsächlich auf die Theologie und treibe nur so viel Naturwissenschaften, als es die Zeitumstände erlauben."

Bemerkenswert ist, wie er sich schon in dieser Zeit über den Materialismus ausspricht. Er schreibt seinem Vater: „Wenn man einmal alles Providentielle verbannt hat, fällt alles Edle, alles sittlich Gute in der Welt; es kann nichts anderes als Epikuræismus hervorkommen. Ich war auch schon einigemale dem Materialismus verfallen. Ich dachte, die Welten seien alle gleichsam wie Krystallisationen; die Pflanzen und Tiere darauf seien durch eine gewisse Konvenienz, durch Vereinigung der verschiedenen Teile entstanden. Dann aber kam ich wieder in die liebe, freie Natur und dachte: es muss doch ein höheres Wesen sein, das diese Gesetze der Krystallisation (wenn man solche annehmen wollte!) gegeben hat; ein höheres Wesen hat alle die künstlichen Werkzeuge und wunderbaren Instinkte den Tieren verliehen; ein höheres Wesen hat uns als Menschen geschaffen, hat uns das Sittengesetz in die tiefste Seele geprägt und uns eine Ahnung seines Seins gegeben."

Mit solchen Vorsätzen wurde das neue Semester begonnen, das wieder ein gerüttelt und geschüttelt Mass von Kollegien brachte. Wie gern hätte Heer bei Germar Mineralogie gehört; aber die sechs Stunden für dieses Kolleg waren unerschwinglich. Er war zur Förderung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse ganz auf seinen Privatfleiss angewiesen.

Gar fröhliche und genussreiche Tage erlebte er auf einer Harzreise, welche er auf Einladung eines Apothekers Hampe in Blankenburg, mit dem er seit längerer Zeit im Pflanzenaustausch stand, während der Pfingstferien mit zwei Freunden, dem uns schon bekannten Ungarn Kalchbrenner und einem hallensischen Theologen Bertram machte.

Er meldet hierüber nach Hause: „Ihr dürft nicht erwarten, dass ich den Harz als Sohn der riesigen Alpen beurteilen werde, der den Stolz der nordischen Deutschen, den Brocken, nur einen Hügel nennen würde, nein, als ächter Hallenser Studio, der jahraus und -ein nichts als die unendliche Ebene sieht, der schon

eine Heldenthat verrichtet zu haben glaubt, wenn er einen hundert Fuss hohen Berg glücklich erstiegen hat, der jeden Stein als einen ungeheuren Felsen anstaunt, jeden tischhohen Heruntersturz eines Bächleins als Wasserfall bewundert, jedes, wenn auch noch so kleine Thälchen niedlich, ja göttlich schön findet. Doch suum cuique! Jedes Land hat seine eigentümlichen Schönheiten, auch der Harz hat die seinigen.

„Leider muss ich alles, was ich Euch schreibe, aus dem Gedächtnis schöpfen. Ich hatte zwar ein Notizbuch mitgenommen, um die Eindrücke noch ganz lebhaft festzuhalten. Allein ich fand hiezu die Zeit nicht. Gewöhnlich legten wir uns mittags in einem Wald unter eine uralte Eiche, nachdem wir uns erst ihrer Wurzelbewohner bemächtigt und schliefen von der Sonnenhitze und dem langen Umherlaufen ermüdet, einige Stunden in ihrem Schatten. Abends war ich immer der letzte, der das lang ersehnte Ruhebett bestieg, da die Versorgung meiner Schätze, das Einlegen der Pflanzen, das Ordnen der Insekten, das Abbalgen von Molchen und Kröten etc. alle meine Kräfte in Anspruch nahm. Doch habe ich mir die interessanteren Gegenden so tief ins Gedächtnis eingeprägt, dass ich sie mir jederzeit wieder vergegenwärtigen zu können hoffe.“

So zogen denn am frühen Morgen des 29. Mai die drei fröhlichen Bursche aus Halles Thoren, ausgerüstet zur friedlichen Jagd, den Tornister, der nebst den allernötigsten Kleidungsstücken mit Schachteln und anderem Insektenwerkzeug vollgepfropft war, eine Pflanzenmappe und eine Pflanzenkapsel auf dem Rücken. Die Sonne, die beim Auszug freundlich gelacht, verbarg sich bald hinter Wolken und ein von Zeit zu Zeit fallender tüchtiger Regen kühlte den Übermut ab. Ja in der Nähe von Zweckersdorf mussten sie alle vor einem argen Hagelschauer sich wie arme Mäuslein in ein Mauerloch verkriechen, um von den fallenden Hagelsteinen nicht erschlagen zu werden. Da bei solchem Wetter unmöglich war, Insekten zu suchen, rückten sie schnell vorwärts und erreichten schon um 4 Uhr Mansfeld, das sich durch die vielen Rauchsäulen schon von ferne als Bergwerksstadt bemerkbar machte. Das Schloss und die Schlosskirche mit den Erinnerungen an Luther, dann aber auch die mit Gebüsch bewachsenen Schlosshalden nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, und sie fanden in mehrstündigem Suchen die reichste Ausbeute an Insekten.

In Mansfeld gesellte sich ein Hamburger Studiosus Medicinæ zu ihnen. Da er mit einem Kompass ausgerüstet war, bot er sich ihnen als Führer durch die dunkeln Eichenwälder an; aber er führte sie völlig in die Irre, so dass sie in Sümpfe kamen und breite Gräben überspringen mussten, in deren einem Bertram beinahe verunglückt wäre. In den Wäldern aber fanden sie so viele Insekten, dass sie nur sehr langsam vorrückten und erst um 3 Uhr das Schloss Falkenstein erreichten, das auf einer ziemlich steilen Höhe gelegen, einen lieblichen Ausblick in das Thal der Selke gewährte, von dem sie auch manches schöne Andenken an Insekten mitnahmen. Von dort schlugen sie den Weg nach dem Mägdesprung ein. Da sie aber oft stundenlang an einem Fleck die kleinen Erdbewohner ausspäheten, kam die Nacht über sie und schwere Regentropfen trieben sie zur Eile an, um ein Unterkommen zu finden. Aber o weh! im Wirtshaus hiess es, der Platz sei von andern Gästen völlig besetzt. Umsonst wurde in einer Reihe von Bauernhäusern um Herberge angeklopft. Endlich wies man ihnen im Wirtshaus eine Schütte Stroh zum Nachtlager an, wo sich bald ein Haufe Göttinger Studenten zu ihnen gesellte, die ihnen aber durch ihre Reden und Thaten einen ungemein schlechten Begriff von dem daselbst herrschenden Leben gaben.

Fröhlich erhoben sie sich am andern Morgen von ihrem Nachtlager und bestiegen den Hügel, der dem Dorf diesen Namen gegeben hatte. Die Fernsicht war leider durch Nebel getrübt. Dagegen bewunderten sie die schönen Kunstwerke, welche daselbst aus Eisen geschmolzen werden und erwarben sich einige davon als Andenken an diesen Ort.

Von dort wandten sie sich der Teufelsmauer und der Rosstrappe zu. Der freundliche Lehrer von Blechhütte führte sie hinauf, wo eine entzückende Aussicht sich vor ihnen aufthat. Heer erwähnt es als ein Zeichen des entomologischen Eifers seines Reisegefährten Bertram, dass er an diesem Orte, der doch der schönste war, den er bisher gesehen, sich lange Zeit um die Aussicht nichts kümmerte, sondern die Steine umwandte und Käfer suchte und als er einen Carabus cyaneus gefunden hatte, darüber grössere Freude, als über die schöne Fernsicht bezeugte.

Sie kletterten über die Felsen ins Thal hinunter und betrachteten dort einen berühmten sechs Fuss hoch herabstürzenden Wasserfall; die Felsen bedeckte die Saxifraga decipiens mit ihren

herrlichen weissen Blüten. Ziemlich spät langten sie in Blankenburg an, wo Heer alsobald den Apotheker Hampe aufsuchte, der sich für den folgenden Tag ihnen zum Begleiter anbot. Darum wurde dieser Tag hauptsächlich zum Botanisieren bestimmt. Sie durchstreiften denn auch die Wälder des Harzgebirges und fanden da unter anderm die schöne Pyrola uniflora und eine nur am Harz vorkommende Varietät von Phyteuma orbicularis. In der Eishöhle, die so kalt ist, dass man seinen Hauch sieht, wurden schöne seltene Moosarten gefunden.

Über Elbingrode bestiegen sie den Buchenberg. „Hier sah ich zum ersten Mal wieder eine Herde Kühe auf den Wiesen weiden, die durch ihr melodisches Geläute mich lebhaft in die liebe Heimat versetzten.“

Obwohl es schon Abend geworden, als sie Wernigerode erreicht, entschlossen sie sich doch noch bis Ilsenburg weiter zu marschieren, um dann den Brocken mit frischen Kräften in Angriff zu nehmen. Ein Besuch bei einem Bergbeamteten daselbst, der sich auch ein wenig mit Entomologie beschäftigte, verzögerte am andern Morgen die Abreise bis um 10 Uhr. Da derselbe seine Sachen nicht bestimmen konnte, sollte Heer es ihm thun. Aber schliesslich ging ihm die Geduld aus und er brach mit seinen Gefährten auf, das Ilsenthal entlang durch die Wälder aufwärtssteigend und stets auf Insekten Jagd machend. Obwohl es von Ilsenburg nur drei Stunden bis auf die Höhe des Brockens ist, waren sie schon fünf Stunden lang an Köhlerhütten vorbei durch die Wälder gezogen und darüber hatten sie sich so verirrt, dass sie vom Brocken ganz abgekommen waren. Sie entschlossen sich jetzt, auf dem kürzesten Weg in gerader Richtung über Stock und Stein auf den Brocken zuzueilen. Hier verwehrten die dichten Fichtenäste den Durchpass, mehrmals trafen sie auf Sümpfe, welche sie mühsam durchwateten. Die Lage wurde noch schlimmer, als es anfing zu regnen und die Nebel die Aussicht verhüllten. Völlig erschöpft machten Heer und Kalchbrenner bei einem grossen Felsen Halt und riefen Bertram herbei, der noch mühseliger einherkeuchte. Sie gedachten sich durch einen Schluck aus der Schnapsflasche, die Bertram anvertraut gewesen, zur neuen Arbeit zu stärken. Aber welche Verzweiflung! Dieser hatte sie allein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. So blieb denn den erschöpften Reisenden nichts anders übrig, als mit Todesverachtung durch Wald und Sumpf, durch Regen und

Wind weiter zu ziehen. Die allmählich kleiner werdenden Fichten und grösser und zahlreicher werdenden Felsen liessen sie merken, dass sie der Brockenhöhe sich näherten. Wie wohl that's, als sie im Brockenhaus im wohlerwärmten Stübchen ihre durchnässten Kleider wechseln und sich an Milch und Brot laben konnten!

Leider bedeckte auch des andern Morgens dichter Nebel die Gegend und verhüllte die Aussicht. Um so eifriger wurde der Brocken nach seiner Flora und Fauna untersucht. Von Alpenvegetation fand Heer nur wenige Spuren; z. B. blühte dort die Anemone alpina, doch bei weitem nicht so schön grossblumig, wie auf den Alpen. Bald hob sich der Nebel und gestattete eine freie Aussicht, die, wenn auch andersartig als diejenige im lieben Heimatland, namentlich durch ihre ungeheure Ausdehnung, Heers Auge entzückte.

Gegen Mittag stiegen sie durch die duftigen Harzwälder nach Schierke hinunter und wollten unterwegs die auf ihrer Harzkarte aufgezeichneten ungeheuren Felsen, genannt Schnarcher, sehen. Allein sie konnten sie nirgends finden. Ein Köhler, den sie endlich befragten, lachte sie aus, da sie ja gerade bei denselben stehen. Nun ging das Lachen freilich auf Heer über, als diese ungeheuren Felsen sich auf ein sehr alltägliches Mass reduzierten. Um doch ihrem Namen Ehre zu machen, legten sie sich dort ins Moos und schnarchten gemütlich während der grössten Mittagshitze. Fröhliche Studentenlieder singend, zogen sie über Benekenstein, Hasselfeld und Wippra heimwärts, hielten sich aber in Erdeborn, einem ungemein insektenreichen Dorf an einem der salzigen Seen bei Halle noch einen Tag auf und erquickten ihre müden Glieder durch mehrmaliges Baden, ehe sie, reich bepackt mit allerlei wissenschaftlicher Beute, wieder in die Musenstadt ihren Einzug hielten.

Auch der nächste Brief berichtet schon wieder von Reisen. „Ihr werdet euch nicht wenig wundern, dass jeder Brief, den ich euch diesen Sommer schicke, eine Reisebeschreibung enthält. Ihr werdet vielleicht sagen: Oswald, Oswald, du thätest besser, hinter deinem Studiertisch zu sitzen und von Zeit zu Zeit etwas von deinen Studien hören zu lassen."

Die erste Reise machte er während der Universitätsferien bei Anlass der 300jährigen Jubelfeier der Übergabe der Augsburger Konfession im Jahr 1530. Professor Germar, mit dem er stets in engster Verbindung stand, hatte ihn eingeladen, mit ihm

in dessen eigenem, gut verproviantiertem Wagen eine entomologische Exkursion ins Dessauer Land zu machen.

Vier Tage dauerte sodann eine Reise nach Jena, wohin er seinem letzten, jetzt heimreisenden Schweizerfreund Sommerhalder das Geleite gab, zugleich in der Absicht, die Universitätsverhältnisse daselbst etwas näher kennen zu lernen, da er sich mit dem Gedanken trug, seine Studien daselbst fortzusetzen. Er hospitierte sodann bei den theologischen Professoren Baumgarten-Crusius, Schott, Danz, in Ludens Geschichte der französischen Revolution; besonders gespannt war er auf den Vortrag des Philosophen Fries, dessen Schriften er hochschätzte, der aber so langweilig über Geschichte der alten griechischen Philosophie las, dass Heer in seinem Kolleg — einschlief, was übrigens in jenem Kolleg ziemlich allgemeiner Brauch gewesen sein soll.

Ferner meldete er dem Vater einiges über das ausgelassene jenensische Studentenleben, wie die Studenten während seiner Anwesenheit den Bürgermeister eines benachbarten Dorfes züchtigten, weil er einige Kommilitonen bei einer Schlägerei nicht genügend geschützt habe, oder einen Handwerksburschen knebelten, der einen Studenten geschlagen hatte. Er meldete, wie die Studenten daselbst im Schlafrock und Pantoffeln auf der Strasse herum wandeln, mit brennender Pfeife ins Kolleg kommen, überhaupt nicht so fleissig zu sein scheinen, wie die Hallenser.

Dieser Brief war kaum in des Vaters Hand, als dieser sofort und — die Schriftzüge beweisen es — höchst aufgeregt, seinem Sohne schrieb, dass er eine Übersiedelung nach Jena des bestimmtesten verbiete. Gegen die dortigen Dozenten habe er nichts einzuwenden; aber der Ton, welcher in der Jenenser Studentenschaft herrsche und seit langem geherrscht habe, sei ihm höchlich zuwider. Nicht umsonst habe schon Herder über das Gebahren der dortigen Musensöhne sich beklagt, und Oswalds Brief zeige, dass es gerade noch so schlimm stehe, wie damals. „Ich kann meinen Unwillen, über das, was Du mir von dem Treiben der Jenenser Studentenschaft schreibst, nicht stark genug ausdrücken. Willst Du Halle verlassen, so gehe nach Berlin, Leipzig, Göttingen, Heidelberg, Bonn; aber nach Jena gehst Du nicht.“

Des Vaters Aufregung war unnötig. Heer selber hatte sich entschlossen, in Halle zu bleiben. Er wollte sein letztes Semester hauptsächlich noch dem Privatstudium widmen. Er hätte sich

auch nur schwer von den ihm überaus lieb gewordenen Lehrern Germar, Sprengel und Kaulfuss trennen können, die ihn wie einen Freund behandelten.

Eben damals erhielt Heer die Aufforderung sowohl am Pädagogium, als in der Schule des Waisenhauses botanischen Unterricht zu erteilen. Er wollte nicht recht daran: hatte er doch sonst ein gerüttelt und geschüttelt Mass von Arbeit. Auch meldet er seinem Vater, dass der ökonomische Gewinn nicht gross sei, da die Stunden sowohl am Pädagogium, als besonders am Waisenhaus höchst ärmlich bezahlt werden. Der Vater aber, der als eifriger Pädagog schon in seinen ersten Briefen seinen Sohn aufgefordert hatte, sich den Leitern der trefflichen Halle'schen Erziehungsanstalten zu nähern, um ihre Einrichtungen kennen zu lernen, ja schon damals die Hoffnung ausgesprochen hatte, vielleicht biete sich eine Gelegenheit, daselbst Unterricht zu erteilen, forderte jetzt, da sich ungesucht eine solche gezeigt, Oswald dringend auf, die Mühe nicht zu scheuen und die angebotenen Stunden anzunehmen. Nicht der ökonomische Gewinn dabei sei die Hauptsache; viel wichtiger sei der geistige Gewinn, dass er sich praktisch in der Pädagogik übe, welche für einen Pfarrer von der grössten Wichtigkeit sei.

So folgte denn Heer den Mahnungen seines Vaters und den dringenden Bitten Professor Thilo's und erteilte am Pädagogium und am Waisenhaus botanischen Unterricht. Am Pädagogium hatte er etwa zwanzig Schüler aus den obersten Klassen, von denen manche grösser waren, als er. Am Waisenhaus aber waren es noch Kinder, die er mit den Giftpflanzen bekannt machte. Er schreibt hierüber nach Hause: „Das Unterrichten macht mir sehr viel Freude; nach jeder Stunde, die ich gegeben, fühle ich mehr Mut und Selbstvertrauen. Freilich mag es viel machen, dass ich gerade mein Lieblingsfach Botanik vortrage. Für die Stunden am Pädagogium muss ich mich sorgfältig präparieren; dann besteige ich den Katheder und trage von dort aus vor wie ein Professor.“ Professor O. Fr. Fritzsche in Zürich, der damals Heers Schüler war, berichtet: „Heer gab uns Primanern in einem Gartenzimmer wöchentlich einige Stunden Unterricht in der Botanik. Natürlich fiel uns sein fremdartiger Dialekt auf; aber zu Ungebührlichkeiten kam es nicht; wir merkten wohl, dass er seine Sache verstehe.“ Diese pädagogischen Funktionen Heers dauerten übrigens nur bis zu den Herbstferien, da während des

Winters im Pädagogium physikalische Materien behandelt wurden. Für das nächste Sommersemester war Heer am Waisenhaus freie Wohnung in Aussicht gestellt worden. Seine Heimkehr machte aber dieses Anerbieten unnötig.

So war denn für Heer das letzte Semester seiner Universitätsstudien herangekommen. Er hatte beabsichtigt, in demselben möglichst wenige Kollegien anzunehmen, um seine freie Zeit zur Repetition und geistigen Verarbeitung des bisher Gehörten zu verwenden. Er hoffte, auf diese Weise sich am besten auf das Examen vorzubereiten. Wirklich hörte er auch nur drei theologische Kollegien, bei Wegscheider die Moral, bei Ullmann Symbolik und bei Tholuk den Römer- und Hebräerbrief. Aber die gehoffte kollegienfreie Zeit kam doch nicht. Denn es fügte sich, dass er in diesem letzten Semester mehr naturwissenschaftliche Kollegien hörte, als in der ganzen Zeit seines bisherigen Hallenser Aufenthaltes zusammen.

Sehr ging es ihm zu Herzen, dass sein teurer Lehrer Kaulfuss in diesem Semester der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurde. Dafür war Heer aber mit einigen andern Naturforschern näher bekannt geworden. Besonders war es der Physiker Professor Kämtz, der auf ihn aufmerksam geworden war und ihn zu sich einlud. Er bot ihm an, er möge gratis sein fünfstündiges Kolleg über Experimentalphysik anhören, was Heer natürlich aufs dankbarste ergriff. Er meldet hierüber dem Vater: „Noch an keinem Kolleg hatte ich solche Freude, wie an diesem. In jeder Stunde wird es klarer in meinem Kopf. Die Physik durchdringt gleichsam alle Naturwissenschaften; sie führt alle Erscheinungen auf die innerlich wirksamen Kräfte zurück und erklärt sie dadurch; sie fasst das Einzelne zu einem schönen Ganzen zusammen.“

Bei demselben Professor Kämtz hörte er ferner Meteorologie, ein Fach, das für denjenigen, der schon als Knabe ganz aus eigenem Antrieb jahrelang meteorologische Beobachtungen gemacht und aufgezeichnet hatte, gewiss höchst interessant sein musste.

Bei seinem vielgeliebten Lehrer Germar konnte er endlich in diesem letzten Semester das langersehnte Kolleg über Mineralogie hören, welches ihm, wie das vom Kämtz, gratis anerboten wurde. Mit grossem Interesse besuchte er bei Dr. Nitzsch, dessen zoologischen Demonstrationen er schon früher beigewohnt, ein Kolleg

über Helminthologie, d. h. Kunde der Eingeweidewürmer. Um endlich über diesen vielen einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen den Blick aufs Ganze nicht zu verlieren, hörte er bei Hinrichs Naturphilosophie. Hinrichs vertrat die spekulative Philosophie in Halle, auf welche der Vater Heers nicht gut zu sprechen war. Nun schreibt ihm aber sein Sohn: „Ihr seit ein Feind aller Vorurteile. Ein Vorurteil aber erfüllte mich gegen Hinrichs. Seit ich es überwunden, finde ich in Hinrichs mehr, als ich je geahnet hätte. Er ist ein tiefer Denker, der auch seine Zuhörer ans Denken gewöhnt und den Geist eindringen lehrt in das innere Wesen der Kräfte, welche die exakten Naturwissenschaften in ihrem äusserlichen Dasein und gegenseitigem Einwirken auf einander nachweisen“.

Neben diesen naturwissenschaftlichen Kollegien durften natürlich die theologischen Repetitorien in alt- und neutestamentlicher Exegese, Kirchengeschichte, Dogmatik u. s. w. nicht vernachlässigt werden. Diese Disziplinen gaben ihm um so mehr zu schaffen, als sich jetzt nach und nach auch in seiner theologischen Anschauung eine bedeutungsvolle Änderung vollzog, wovon später noch zu reden sein wird. Er freute sich, dass er in dem Studiosus K. L. Roth, dem nachmaligen trefflichen Professor der Philologie in Basel, einen Freund gefunden hatte, der diese Repititorien mit ihm teilte. Um aber die nötige Zeit zu allem zu finden, pflegten diese Jünglinge in jenem Winter schon morgens um 3 Uhr, spätestens um 4 Uhr aufzustehen und bis abends 8 oder 9 Uhr fast ununterbrochen zu arbeiten. Nach einiger Zeit erhob freilich die Natur selbst Einsprache gegen diese Übertreibung. Heftige Augenleiden nötigten Heer, während 14 Tagen alle Arbeiten auszusetzen und gestatteten ihm auch hernach kein so anhaltendes Studium mehr.

In diese aufreibende Thätigkeit brachte eine letzte Reise, welche Heer während der Weihnachts- und Neujahrsferien nach Berlin machte, einige Abwechslung. Der Entschluss wurde plötzlich und ohne des Vaters Vorwissen gefasst, so dass der Vater, als die Neujahrstage vorbeigingen, ohne den regelmässigen Neujahrsbrief von Halle zu bringen, in tötliche Angst geriet und am 16. Januar einen Brief nach Halle sandte, worin es heisst: „Bist Du noch am Leben, bist Du gesund (was ich immer noch hoffe und unter heissen Thränen von Gott erflehe), so schreibe mir gleich auf der Stelle“.

Mit diesem Brief kreuzte sich nun freilich des Sohnes Brief, dessen Anfang schon den Vater trösten musste. Oswald beginnt denselben mit den Worten: „Nu Fridli händ er noch kei Brief vu üserem Oswald; er laht das mal doch lang uf sich warte!“ so werdet Ihr, lieber Vater, wohl jeden Posttag zu unserem guten Boten gesagt haben. Höret, was mich am Briefschreiben gehindert hat. Am 23. Dezember setzte ich mich mit einigen Freunden in einen Wagen und fuhr nach Berlin. Der Hauptgrund war ein naturwissenschaftlicher. Ich wünschte, die ungeheuren Schätze, welche Berlin in dieser Beziehung in sich birgt, zu sehen und mit den ausgezeichneten Gelehrten daselbst Bekanntschaft anzuknüpfen. Wenn ich einst in meinem stillen, abgeschiedenen Thal die Geheimnisse der Natur belausche und vielleicht manches Neue und Interessante entdecke, kann ich damit wenig nützen, wenn es nicht der Welt bekannt wird. Die Forscher in den Städten, denen grosse Sammlungen und Bibliotheken zu Gebote stehen, liegen der Systematik ob. Der Naturforscher auf dem Lande aber belauscht ihr leises Lispeln selbst und befrägt sie um ihre Geheimnisse; thut er es auf die rechte Weise, so wird sie ihm auch antworten. Ich werde mich einst in der Botanik und Entomologie auf die Beobachtung des Entwicklungsganges legen, nachspüren, wie aus dem kleinen Embrio nach und nach jener schöne Organismus entsteht u. s. w.“

Der Brief meldet nun ausführlich, wie ihm die Erreichung seiner Absicht gelungen sei.

Vor allem zog ihn die ungeheure Insektensammlung in Berlin an, von der er, obwohl er mehrere Tage hindurch viele Stunden dort zubrachte, nur den kleinern Teil zu sehen vermochte. Der geheime Ministerialrat Klug führte ihn selbst in den Sälen herum und zeigte ihm das Schönste. Derselbe hatte grosse Freude, als ihm Heer seine neuen, seltenen Schweizerinsekten vorwies, und als er sie ihm, statt sie ihm zu verkaufen, schenkte, gab ihm Klug dafür wertvolle Insekten aus Cuba als Gegengeschenk. Derselbe Herr führte ihn auch ins zoologische Museum, wo Heer namentlich das noch nicht lang entdeckte neuholländische Schnabeltier mit Interesse betrachtete. Er bemerkte mit Rücksicht auf den Wert, den das Betrachten solcher Sammlungen habe: „Bei deren Durchgehen interessierte mich am meisten, die eigentümlichen Charaktere jeder Familie aufzufassen. Man kann dies zwar schon beim Anblick eines einzelnen Repräsentanten thun; doch sieht

man ganze Sippschaften beisammen, so gewinnt man einen sicherern Blick und kann auch den Übergängen von einer Sippschaft zur andern genau nachspüren.“

Von Naturforschern besuchte er zunächst Professor Ehrenberg, mit dem er sich über den Wert der Naturphilosophie unterhielt, die neben der Empirie ihr Recht habe, indem sie die aus der letztern geschöpften Schlüsse zu allgemeinen Wahrheiten und Gesetzen gestalte. Dann kam das Gespräch auf die Infusorien und die generatio æquivoca. Es freute Heer, dass dieser anerkannte Princeps auf dem Gebiet des niedrigsten Tierlebens, dieselben Ansichten über diese damals so viel umstrittene Frage hatte, wie er sie bei Kaulfuss gewonnen. „Viel besser ist's, die Naturforscher bekennen offen, das oder jenes wissen wir nicht, als dass man solche Formeln zum Deckmantel der Unwissenheit macht.“ Ehrenberg zeigte ihm einige der interessantesten Spezies solcher Infusorien unter dem Mikroskop — kurz Heer verliess diesen Gelehrten höchst befriedigt.

Weiterhin besuchte er den bedeutenden Käferkenner Schüppeln, der alsobald freundlich wurde, als Heer seine Insekten auspackte. Er unterhielt sich mit ihm während einiger Stunden über die geographische Verbreitung der Insekten, über das Verhältnis zwischen Genus und Spezies etc. Er wurde zu einem zweiten Besuch eingeladen und erhielt für einige seiner Schweizer-Käfer sehr interessante schwedische und französische.

Auch dem bekannten Weltumsegler von Chamisso stattete er einen Besuch ab, von dem er sehr lehrreiche Mitteilungen über die geographische Verbreitung der Pflanzen, besonders in den nördlichen Breitegraden empfing.

Mit einer Empfehlung Ehrenbergs ausgerüstet, suchte er auch den berühmten Botaniker Schlechtendal auf. Sobald Heer seinen Namen genannt, rief er: Ah, ich kenne Sie schon! Heer meinte, es sei wohl ein Irrtum; er wüsste nicht, wie er zu solcher Ehre käme. Es war aber kein Irrtum. Schlechtendal kannte Heers Namen aus Hegetschweilers Schweizerpflanzen, worin des jungen Botanikers im Kleinthal höchst ehrenvoll gedacht war. Mit grosser Herzlichkeit nahm darum der berühmte Gelehrte den jungen Studiosen der Gottesgelehrtheit auf. Er lehrte ihn eine neue Art, Pilze zu trocknen und ging mit ihm den Kontrakt ein, ihm vom Jahr 1831 an regelmässig die von ihm herausgegebene botanische Zeitschrift Linnæa zu senden,

wogegen Heer sich verpflichtete, an Schlechtendal alljährlich eine Anzahl Alpenpflanzen zu schicken.

Aber nicht nur die Naturforscher, auch die Theologen wurden besucht, nicht zwar in ihren Wohnungen, wohl aber in den Hörsälen. Besonders gespannt war Heer auf Hengstenberg, den er seit dem bekannten, damals stets noch fortglimmenden Halle'schen Streit sich als einen kecken, auch äusserlich anspruchsvoll aussehenden und auftretenden Mann vorstellte. Wie sehr erstaunte Heer, als statt solch' einer Kraftgestalt ein kleines, demütig aussehendes Männchen auf den Katheder stieg und auch sein langweiliger, monotoner Vortrag — er sprach über die theokratische Geschichte Israels — durchaus nichts Charakteristisches an ihm merken liess.

Besser gefiel Heer Neander, bei welchem er in der Erklärung des ersten Corintherbriefs und in der Dogmatik hospitierte. Er bemerkte den Unterschied zwischen der eilfertigen, formal-grammatischen Interpretation Wegscheiders und dem tiefen Eindringen in den Schriftgehalt bei Neander.

Die beiden Hauptsäulen, um deren willen damals die jungen Theologen nach Berlin pilgerten, Schleiermacher und Hegel, konnte er nicht hören. Der erstere war seit längerer Zeit erkrankt und Hegels Kolleg kollidierte mit Neanders. Dagegen hörte er mit grosser Freude einen ausgezeichneten Vortrag bei dem Geographen Professor Ritter über die Gestalt der Erde.

Dass Heer auch die Kunstschätze Berlins, so viel als es deren reiche Fülle und seine vielfach in Anspruch genommene Zeit zuliessen, mit hoher Begeisterung betrachtete, dass er sich an Schauspiel und Oper ergötzte, werde hier nur im Vorbeigehen erwähnt. Ein anderer Anlass zur Freude war ihm, dass er daselbst mit etwa vierzig Schweizerjünglingen bekannt wurde, die alle in heisser Liebe für ihr Vaterland entbrannt waren.

Es war nämlich eine bewegte Zeit. Die Pariser Julirevolution trieb ihre Wellen auch in die Schweiz, und der Flügelschlag der neuen Zeit, welche damals in unserm Vaterland anbrach, machte sich in ziemlich stürmischer Weise bemerkbar. Nicht nur schwirrten Gerüchte von Kriegsplänen des Auslandes gegen die Schweiz beunruhigend durch die Luft, sondern im Vaterland selbst war in den bekannten Basler Wirren ein Anfang des Bürgerkriegs ausgebrochen. Dass in Basel Professoren und Studenten einmütig mit der Bürgerschaft sich zur Verteidigung der Rechte ihrer Stadt

in den Waffen üben, erfüllte jene Berliner Studenten mit solcher Begeisterung, dass sie sich das Wort gaben, sobald die Sache ernster werde und dem Vaterland Gefahr drohe, nach Hause zu eilen, um für Freiheit und Vaterland das Leben zu lassen oder es retten zu helfen. Auch Heer wurde von dieser Begeisterung ergriffen und er schrieb seinem Vater: „Ich glaube nicht, dass Ihr, mein lieber Vater, mir Schwierigkeiten bereiten würdet, dasselbe zu thun“.

Was sagte der Vater zu dieser kriegslustigen Gesinnung seines bisher so friedfertigen Sohnes? Schon seit einem halben Jahr hatte die Besprechung der politischen Vorgänge inner- und ausserhalb des Vaterlandes einen grossen Teil der Korrespondenz in Anspruch genommen, welche der Vater mit dem Sohn führte. Der Vater war schon als Glarner durch Geburt, durch Erziehung und Überzeugung eine durch und durch republikanische und demokratische Natur. Er wünschte, dass immer mehr die Völker auf der selbstverständlichen Grundlage einer christlich-sittlichen Weltordnung zur Selbstbestimmung ihrer Schicksale gelangen. Mit Jubel hatte er seinem Sohn den Sturz der ausgearteten Dynastie der Bourbonen nach Halle gemeldet. Mit lebendigster Teilnahme folgte er der Bewegung, die sich des Volkes in den aristokratisch verfassten Kantonen bemächtigte und die auf politische Gleichberechtigung und geistige und soziale Hebung hindrängte. Er hoffte nicht ohne Grund, dass dieser neue Hauch der Freiheit auch seinen aufopfernden und aufreibenden Bemühungen für Hebung der Volksbildung im engern und weitern Vaterland zu gute kommen werde. Ganze Leitartikel des damals, wenn wir nicht irren, von Heinrich Zschokke redigierten „Schweizerboten“, schrieb er ab und schickte sie voll Freude seinem Sohn nach Halle. Mit seinem Freund, dem uns auch bekannten Ratsherrn Sailer in Schaffhausen, war er höchst unzufrieden, dass er in jener Stadt gegen die freiheitlichen Bestrebungen des Volkes Opposition machen half. Vollends aber blutete sein Herz über das, was in Basel vorging. Er klagte über beide Parteien daselbst, über die Stadt, die in engherziger und thörichter Verblendung die berechtigten Forderungen der Landschaft zurückweise, wie anderseits über die masslosen Forderungen der Landschaft, welche ganz das Übergewicht verkenne, das der Stadt wegen ihrer bisherigen Geschichte, ihrer Bildung, ihres Reichtums, Handel und Gewerbsthätigkeit u. s. w. gebühre. Er hoffte,

es werde den wackern eidgenössischen Vermittlern gelingen, einen eigentlichen Bürgerkrieg zu verhindern.

Unter diesen Umständen wies der Vater natürlich seines Sohnes Absicht, in das Basler Studentenfreikorps einzutreten, des bestimmtesten zurück. Hingegen meldete er ihm, dass jüngst zum Zweck der Aushebung von Glarner Milizen auch seinen beiden Söhnen Oswald und Samuel nachgefragt worden sei und dass er dem befreundeten Aushebungsoffizier seinen Sohn Oswald im Scherze als Feldprediger empfohlen habe. Was er im Scherz gesagt, wolle er gern Ernst werden lassen. Wenn Oswald so kriegsmutig sei, so wolle er ihm zu einer Feldpredigerstelle behilflich sein; da habe er den besten Anlass, durch seine feurige Beredsamkeit gleich einem Tyrtäus zur Rettung des Vaterlandes mitzuwirken.

Dieser etwas ironische Ton des Vaters scheint die kriegerische Begeisterung Heers ein wenig abgekühlt zu haben. Als er aus dem bewegten Berliner Freundeskreis, wo am Sylvesterabend 1830 gar hell auf die liebe Heimat angestossen worden war, wieder in seine stille Klause nach Halle zurückgekehrt war, scheint er selbst eingesehen zu haben, dass er dem Vaterland am besten nütze, wenn er sich recht fleissig auf sein rasch herannahendes Examen vorbereite. Damit war die kriegerische Laufbahn Heers ein- für allemal abgeschlossen.

Werfen wir am Ende seiner Hallenser Studienzeit angelangt nun noch einen zusammenhängenden Blick auf den Gang seiner theologischen Entwicklung und den religiösen Standpunkt, den er damals gewonnen hatte.

Aus dem Elternhaus mit seinem ernsten praktischen Christentum war Heer in Halle in einen der Mittelpunkte des theologischen Rationalismus eingetreten. Es war die letzte Zeit seiner Herrschaft. Der Streit mit dem Supranaturalismus war verhallt und die beiden Gegner hatten sich im rationalen Supranaturalismus oder supranaturalen Rationalismus die Hände gereicht. In Halle wirkten der von Wegscheider und Gesenius vertretene Rationalismus und der von Thilo und Marks verkündigte Supranaturalismus friedlich neben einander. Es waren mehr äusserliche Gründe näherer Bekanntschaft von Heers Vater mit Professor Wegscheider, welche ihn bewegten, sich in seinen theologischen Studien hauptsächlich an diesen ausgesprochensten Vertreter rationalistischer Anschauungen anzulehnen, statt an Professor Thilo, der vom

supranaturalistischen Standpunkt aus ganz dieselben Kollegien las, wie Wegscheider, so dass man sich für den einen oder andern entschliessen musste. Dass natürlich auch die geistvollen, witzigen, von gründlichster Beherrschung des Stoffes zeugenden Vorlesungen des Professor Gesenius Heer imponierten, ist leicht begreiflich, und es kann uns nicht verwundern, wenn er nicht bemerkte, dass Gesenius dem religiösen Geist des alten Bundes nicht vollauf gerecht wurde.

Nun fehlte es freilich nicht an verschiedenen Gegengewichten gegen dieses Überwiegen des Rationalismus. Es kam aber manches dazu, um ihren Einfluss auf Heer zu hemmen. Dass er nicht dieselben Kollegien, die er bei Wegscheider gehört, wieder bei Thilo hören wollte, ist begreiflich. Hinwieder scheint der Vertreter der praktischen Theologie, Professor Marks, weder ein anregender Lehrer, noch ein begeisternder Prediger gewesen zu sein. Heer klagt wenigstens über die Langeweile, die er in seinen Kollegien und seinem homiletischen Seminar fühle und war froh, ihm den Rücken kehren zu können. So blieben noch Ullmann und Tholuk, die gegen die rationalistische Einseitigkeit der Hauptlehrer der halleschen theologischen Fakultät Einfluss auf Heer gewinnen konnten. Die Gegenstände, über welche Ullmann las, waren aber solcher Art, dass Heer erst in den spätern Semestern bei ihm hören konnte. Sowenig Ullmann, namentlich in den damaligen Anfängen seiner theologischen Wirksamkeit, eine scharf ausgeprägte Natur war, verfehlte er doch nicht auf Heer Eindruck zu machen. In noch höherem Grade hätte man dies von Tholuk erwarten dürfen. Zwar war es nicht unbekannt, dass er von Berlin aus in der Absicht nach Halle geschickt worden war, dem dortigen Rationalismus den Fuss auf den Nacken zu setzen. Aber gerade diese Absicht verstimmte, so dass Heer ein Kollegium deshalb bei Wegscheider hörte, weil Tholuk dasselbe gratis las, um Wegscheider die Zuhörer wegzunehmen. Auch war Tholuk enger, als es für seine akademische Wirksamkeit gut war, mit den pietistischen Konventikeln verbunden, die ihren damals bis nahe zum Wahnsinn übertriebenen akademischen Vertreter in Professor H. E. F. Guericke hatten. Als nun diese ungesunde, erhitzte Geistesrichtung, welche damals unter dem Namen des Mysticismus bekannt war, sich mit dem engherzigen, verdammungssüchtigen lutherischen Konfessionalismus verband, wie er von der „Evangelischen Kirchenzeitung“ vertreten ward, da war es

freilich kein Wunder, dass gegen einen solchen Bund die freiheitlich gesinnten Elemente zusammenstanden. Wir sahen, wie der sogenannte Halle'sche Streit, d. h. der in der genannten Kirchenzeitung erschienene, von dem Juristen E. L. von Gerlach verfasste Artikel gegen Wegscheider und Gesenius Heer gegen diese Partei tief verstimmte, ja ihn auch Tholuk für längere Zeit entfremdete.

Aber gegen das Ende seiner Studien fühlte er doch, dass ihn der Rationalismus seiner Lehrer nicht befriedige. Er lernte namentlich auch durch Verkehr mit Freunden, welche von anderen Universitäten herkamen, eine Anschauung des Christentums kennen, die dessen Wesen und Wirkungen in der Welt besser erklärte und namentlich auch seine persönlichen gemütlichen Bedürfnisse mehr befriedigte. Die Briefe an den Vater melden gegen das Ende seiner Studienzeit von diesem Umschwung seiner theologischen Anschauungen.

So schreibt Heer in einem Brief vom 14. November 1830: „Ich habe gerade in der Dogmatik ein neues Durcharbeiten nötig, da ich in neuerer Zeit von vielen Ansichten zurückgekommen bin. Das Gefühl, das ich bis jetzt zu sehr vernachlässigt habe, regt sich mächtig in mir und zwingt mich zur Anerkennung seiner Rechte. Das Gefühl und nicht das Erkennen ist das ursprüngliche und wesentliche Element der Religion. Freilich darf man das Gefühl nicht allein herrschen lassen, sonst entsteht eine Verachtung aller Wissenschaft, wie beim Mysticismus; der Verstand ist dazu da, das Gefühl in Schranken zu halten. Durch das Gefühl wird uns das Ding kund, mit der Vernunft nehmen wir es auf, durch den Verstand suchen wir uns dasselbe begreiflich zu machen. In der Religion, als der Blüte des menschlichen Geistes, müssen zwar alle Geisteskräfte thätig sein, vorzüglich aber das Gefühl als das Innerste und Erwärmende. Da der Verstand, wie unser ganzes Sein, menschlich bedingt ist, so kann er das absolute Sein nicht in Begriffe fassen; daher können wir auch in der göttlichen Offenbarung manches nicht begreifen, sondern nur fühlen. An diesen kurzen Sätzen, die ich jetzt nur als Thesen aufstellen kann, hängt soviel, dass sich durch sie meine ganze Dogmatik etwas anders gestaltet hat.“

In einem späteren Rrief vom 22. Januar 1831 spricht er sich über diesen Gegenstand weiter aus: „In der Religion, der höchsten Funktion des menschlichen Geisteslebens, heisst's: nicht fühlen allein, wie die Mystiker sagen, nicht denken allein, wie die

Idealisten, nicht wollen und thun allein, wie die Kantianer sagen, sondern alle diese geistigen Vermögen, in ihrer Einheit wirkend, machen die wahre Religiosität aus. Für das Ursprünglichste halte ich aber mit Schleiermacher, Hase, Ullmann das Gefühl; denn das ursprüngliche Gottesbewusstsein in jedem Menschen offenbart sich durch das Gefühl, ehe er über dasselbe reflektiert. Dabei haben wir uns aber zu hüten, jene drei Funktionen von einander unabhängig zu denken; sie wirken stets nur mit und durch einander."

Es genüge an diesen Beispielen zum Beweis, dass der Rationalismus das religiöse Gemüt Heers nicht zu befriedigen vermochte. Wir schliessen unsere Berichterstattung über die Hallenser Studienzeit mit einem Citat, in dem er sich bei Anlass seines Berichtes über Rosenkranz' Geschichte der Philosophie über die schwierige Frage des Zusammenhangs zwischen Leib und Geist, Gesetz und Freiheit also äussert: „Kartesius trennte allzusehr zwischen Körper und Geist und machte die Tiere zu lebendigen Maschinen. Dies führte Spinoza zu dem tiefen Gedanken, die Einheit der Substanz aufzustellen, die sich in der Zweiheit ihrer Attribute, Natur und Geist, darstellt. Der Leib ist nur die äussere Erscheinung des Geistes, gleichsam der Abdruck, die stabile Form desselben; Spinoza erhob sich über die gewöhnliche Meinung, als ob in der bewusstlosen Natur kein Geist sei, sondern hielt fest daran, dass das Gesetz, nach dem sich die Natur gestaltet, Geist ist. Auch in der Natur ist Vernunft, aber sie ist da als Notwendigkeit, während sie im Menschen als Freiheit wirkt. Das Gesetz, das den Krystall bildet, die Pflanzen in ihren Arten aus dem Boden hervorsprossen lässt, das dem Tier seine wunderbaren Instinkte giebt, das Gestirne zertrümmert und Welten schafft: was ist dies Gesetz anderes als Geist, als etwas Göttliches? Ja Geist ist in der Natur und das Materielle nur seine Erscheinung. In der Natur ist alles Notwendigkeit. Hoch über Tier- und Pflanzenwelt steht aber der Mensch durch seine Freiheit, und seine wahre Freiheit besteht darin, dass er in Gott lebt."

Schon die starke Betonung der menschlichen Freiheit zeigt uns freilich, dass Heer kein Spinozist geworden ist, so sehr ihm auch dessen einheitliche Lebensanschauung imponierte. In einem Gedicht aus der späteren Lebenszeit blickte er auf diese Spinozistischen Anwandelungen zurück, von denen auch er einst gefangen war. Er anerkennt es auch dort:

Du warst ein Mann von hohen Geistesgaben,
Wir alle viel von dir gelernet haben;
Mit tiefem Ernste hast nach Wahrheit du gerungen
Und tief ins Geisterreich bist du hineingedrungen.

Er schildert dann den Zauber, den die einheitliche Weltanschauung dieses Philosophen auf ihn ausübte:

Du hast die alte Scheidwand überwunden,
Den Himmel hast du mit der Erd' verbunden
Und ausgefüllt die tiefe Kluft, die einst hienieden
Das Diesseits von dem Jenseits himmelweit geschieden.

Du hast Gott wieder auf die Erd' geführet,
Der fern im Himmel früher nur regieret;
Du zeigtest, dass wir in ihm leben schon auf Erden
Und dass beim Sterben wir mit ihm ganz Eines werden.

Du hast — so schien es mir — herausgefunden,
Wie sei Materie mit Geist verbunden;
Der Rätsel tiefstes schien durch dich mir jetzt gelöset,
Als hab'st du Geist wie Leib vom ew'gen Tod erlöset.

Aber dann hebt er auch nachdrücklich hervor, dass Spinoza sein innerstes Gemüt nicht befriedigen konnte und dass er erst in Christo den wahren Führer zum Leben gefunden habe:

Du hast gar Manches klar mir demonstrieret,
Doch stets hat eine Stimme protestieret;
Ich hab' sie zwar gar oft und viel zurecht gewiesen,
Doch immer war sie da, so oft ich sie verwiesen.

Sie hat mir in Natur und Menschenleben
Stets neuer Rätsel Lösung aufgegeben,
Die ich nicht konnte dann in deinen Rahmen passen
Und die mir haben weder Ruh' noch Rast gelassen.

Du hast, so weit nur der Verstand kann reichen,
Des Geistes Bahn geebnet sonder Gleichen;
Doch schaut' ich wieder in die Tiefen meiner Seele,
So fühlte ich, dass dir das Beste doch noch fehle.

Nach vielen Kämpfen hab' ich dann gefunden,
Dass ich, wenn meine Seele soll gesunden,
Mir müsse einen andern bessern Führer wählen,
Da mich bei dir stets wieder Angst und Zweifel quälen.

Ich habe diesen Führer auch erhalten,
Der Alle will nach Gottes Bild gestalten,
Der alle Geisteskräfte will harmonisch heben
Und alle sammeln zu bewusstem ew'gem Leben.

Siebentes Kapitel.

Verbi Divini Minister.

Als einst Heer, von seinem Vater begleitet, seine Reise nach Halle antrat, sagte ihm derselbe: „Bedenke, dass die Zeit schnell dahin eilt; ehe Du es recht merkst, sind Deine Studienjahre vorbei, und ich erwarte von Dir, dass Du dann mit gutem Gewissen auf diese Zeit zurückblicken könnest.“ Heer gedachte jetzt wieder dieser väterlichen Mahnung, als das Examen vor der Thüre stand. Er schreibt: „Ich kann zwar mit gutem Gewissen vor Gott Euch versichern, dass ich während meiner Studienzeit fleissig gearbeitet habe; allein meine Kraft ist schwach, ich vergesse so viel wieder, was ich noch so gut mir eingeprägt zu haben meinte; anderseits haben mich doch die Naturwissenschaften mehr oder weniger Zeit gekostet, obschon ich mich in dieser Beziehung immer sehr beschränkt habe. Hättet Ihr mich zum Examen nicht schon angemeldet, so hätte ich Euch fast bitten mögen, mich noch etwa ein Jahr lang unter Euerer Aufsicht daheim fortstudieren zu lassen.“

Nun war aber der Würfel gefallen. Nach langem Hin- und Herschreiben über den Ort, wo das Examen bestanden werden solle, hatte man sich schliesslich für St. Gallen entschieden, und zwar sollte sein Vetter Christoph Heer und sein Freund und nachmaliger Schwager Christoph Trümpy in Ermatingen gemeinsam mit ihm das Examen machen. Als vierter gesellte sich hernach noch ein junger St. Galler, K. G. Steiger, zu diesen drei Glarnern. So enge er sich an Halle angeschlossen, welche Stadt ihm durch die Freundlichkeit so vieler Professoren zur zweiten Heimat geworden war, so sehr freute er sich doch auf die Heimkehr. „Mit jubelndem Herzen schreibe ich diesen letzten Brief aus Deutschland an Euch. Nur noch wenige Wochen und ich betrete wieder den heimischen Boden; meine Ohren umtönt wieder das liebe „Schwyzertütsch“.

Noch galt es die Abschiedsbesuche zu machen. Unter den theologischen Professoren hatte ihm besonders Wegscheider manche Freundlichkeit erwiesen. Dankbar für dieses Wohlwollen verab-

schiedete sich Heer von ihm, der ihm als Stammbuchblatt das Wort Herders mitgab:

> Hell nur dienet man Gott! Der höchste Geist, der im Licht ist,
> Liebt nur hellen Verstand, liebt ein verständiges Herz.

Sehr schwer fiel Heer die Trennung von seinen lieben Professoren Sprengel und Germar, die ihn nicht mehr als Schüler, sondern als jüngern Freund und Mitgenossen im Bunde der Naturforscher angesehen und behandelt hatten, bei denen er regelmässig aus- und eingegangen war. Sie unterliessen nicht, ihm scheidend die Pflege der Naturwissenschaft ans Herz zu legen, zu der sie Heer vor allen berufen hielten. Sprengel schrieb ihm sein Stammbuchblatt griechisch, auch hierin seine grosse philologische Gewandtheit beweisend. Wir übersetzen seinen Abschiedsgruss: „Alles gieb eher Preis als dich selbst; sei nüchtern und vergiss nicht zu zweifeln; dies sind die Gelenke der Sinne. Mit diesen Worten, welche Polybius, der Megalopolitaner, dem Demetrius, des Seleukus Sohn, geschrieben, bittet um bleibende Erinnerung Kurt Sprengel.“

Professor Germar gab ihm in schönen lateinischen Hexametern als Gedächtnissblatt folgende Worte mit: „Süss war es mir, mit Dir die Natur zu betrachten. Süss ist's einzudringen in verborgene Tiefen und die Fackel vorauszutragen und die wankenden Schritte zu befestigen. Möge doch, ich bitte, nicht böser Ekel dich fassen wegen der Länge des Weges. Steil sind, ich geb es zu, die Berge, ohne gebahneten Pfad, hart sind die Felsen und von Dornen starret überall das Gebüsch und tiefe Klüfte durchziehen den holprigen Bergpass. Heil aber deinem Mut!

Stets sei, teuerster Heer, eingedenk der väterlichen Freundschaft deines E. F. Germar.“

Am 17. März 1831 erfolgte die Abreise von Halle, gemeinsam mit dem uns bekannten Freund K. L. Roth. Die Reise, welche trotz der damaligen kriegerischen Zeitläuften bei gutem Wetter zu Fuss zurück gelegt wurde, führte sie über Jena, Sonnenberg, Bamberg und Erlangen nach Nürnberg und von dort ging's per Eilwagen nach Ulm, wo sich die Reisegefährten trennten. Roth reiste westwärts nach seiner badischen Heimat, Heer dagegen schlug die Strasse nach dem Bodensee ein. Er war von seinem Freund Trümpy ins gastliche Pfarrhaus von Ermatingen, am Untersee unweit von Konstanz gar freundlich gelegen, eingeladen worden. Es scheint, dass bei seiner Ankunft sein Anzug die

Spuren der langen Reise an sich trug; wenigstens fanden seines Freundes Schwestern an seiner Garderobe allerlei, das der Ausbesserung bedürftig war, und sie verwunderten sich auch nicht wenig, wie man ohne Regenschirm so lange habe auskommen können, da der handfeste Ziegenhainer, in dem die Namen seiner Studienfreunde eingebrannt waren, etwa gegen die Unbill der Menschen, nicht aber gegen die Unbill des Wetters Schutz biete. Bei jenem Aufenthalt in Ermatingen hat Heer zuerst seine nachmalige Gattin kennen gelernt.

Nachdem die von der Reise ermüdeten Glieder durch die gastfreundliche Pflege der Ermatinger Pfarrersfamilie erquickt worden, wurde die Reise nach St. Gallen angetreten. Da die Prüfungen sich durch mehrere Wochen hinzogen, wurde dort ein Logis gemietet und die Zeit noch möglichst zur Vorbereitung ausgebeutet. Ein Anstandsbesuch bei den gestrengen Herren Examinatoren erweckte gute Hoffnungen. Namentlich der Vice-Antistes Steinmüller, Pfarrer in Rheineck, der selbst ein grosser Freund der Naturwissenschaften war, nahm Heer freundlich auf und ermunterte ihn.

Die Reihe der Prüfungen begann am 22. April mit der philologischen und philosophischen Prüfung. Heer schreibt hierüber: „Lange schon hatte ich diesen Tag gefürchtet, der mir bei unglücklichem Ausgang unsäglichen Jammer hätte bereiten können. Doch wunderbar! je näher die Stunde heranrückte, um so mehr wuchs mir der Mut. Wenn auch mein Herz nicht leise klopfte, als wir in den ringsum von Herren Kirchenräten besetzten Saal eintraten, so war ich doch ziemlich unerschrocken. Bis um 1 Uhr sassen wir auf unserm Armensünderbänklein. Dann hiess man uns abtreten, worauf uns nach einem bangen Weilchen der Vice-Antistes Steinmüller verkündete, der hochwürdige Kirchenrat gebe seine vollkommene Zufriedenheit hinsichtlich unsers Examens zu erkennen und ermahne uns, diese schönen Studien auch fernerhin fortzusetzen. Mit „unendlich freudigem Herzen und jubelndem Gemüte“ schickte Heer diese Botschaft nach Matt.

Auch das mündliche und schriftliche theologische Tentamen ging gut vorüber. Die schriftliche Arbeit musste in Klausur verfasst werden. „Mein Stuhl war aber so hoch und mein Tisch so niedrig, dass ich ganz gebückt sitzen musste und mir dadurch so arge Brustschmerzen zuzog, dass ich den Arzt beraten musste. Unter solchen Umständen ist der Aufsatz natürlich schlecht geraten.“

Zur häuslichen Bearbeitung binnen acht Tagen erhielt Heer das Thema: Die Auferstehung des Fleisches. „Ich behandelte den Gegenstand wesentlich von religionsgeschichtlichem Standpunkt aus; im letzten Abschnitt fügte ich meine eigenen Anschauungen bei und machte namentlich darauf aufmerksam, wie es undenkbar sei, dass wir als endliche Wesen einst fortleben können ohne Organ, durch das sich der Geist auf die Aussenwelt thätig erzeigt; ferner dass dies Organ gewiss dem jetzigen entspreche, nur, wie Paulus sagt, verhimmlischt, veredelt ist; denn das Äussere, der Körper, ist ja nur Ausdruck, Abprägung des Innern und Geistigen. Insofern unser Geist er selbst bleibt in himmlischer Verklärung, wird auch das Organ, durch das er wirkt, dasselbe bleiben."

„Wenn diese Arbeit gefällt, woran ich aber zweifle (denn ich selbst bin mit derselben nicht zufrieden und die Herrn Kirchenräte scheinen sehr verschiedenen Geistes Kinder zu sein), so bin ich geborgen. Denn das dogmatische Examen fürchte ich nicht und auch die Predigt macht mir keine Skrupel."

Wohl aber machte dem Vater in Matt die Predigt nicht wenig Skrupel. Er hielt es für sehr bedenklich, dass die Examenpredigt die erste Predigt seines Sohnes sein sollte. Darum hatte er demselben schon nach Halle geschrieben, er bitte ihn dringend, doch daselbst auf einem umliegenden Dorf unter kritisierender Assistenz einiger Freunde einen ersten Predigtversuch zu machen und sandte ihm zugleich vortreffliche Verhaltungsmassregeln. In Halle kam aber das Wollen nicht mehr zum Vollbringen. Darum trieb auch jetzt der Vater an Heer, er möge von St. Gallen aus in einer appenzellischen Gemeinde vor dem Examen einmal predigen.

Heer folgte diesem verständigen Rat des Vaters und predigte zum ersten Mal in Wolfhalden. Sonderbar war es ihm zu Mut, als er mit Kirchenrock und wunderlichem Kragen bekleidet die Kanzel bestieg. „Ich kam mit meiner Predigt ziemlich gut zu Stande, so dass ich wenigstens nie stecken geblieben bin. In der Einleitung kam ich aus dem Konzept, wusste mich aber, ohne dass es die Leute merkten, wieder hineinzufinden." Seine Mitexaminanden und drei andere St. Galler Herren waren nach Wolfhalden gekommen, diesem ersten Predigtversuch beizuwohnen.

Dieser Erfolg gab gute Hoffnungen für den letzten Teil des Examens, die dogmatische Prüfung und die Probepredigt. Wirk-

lich ging auch das Hauptexamen gut vorüber. Im Prüfungsprotokoll steht: „Allen vier Kandidaten wird die beste Zufriedenheit mit den Aufsätzen und den abgelegten Prüfungen ausgesprochen und ihnen die Probepredigt mit Freuden bewilligt.“ Dieselbe wurde am 9. Juni im alten Rathaussaal gehalten.

Sehr hübsch war das Thema, das als Schlussakt des langen Examens den vier Kandidaten zur Predigt gegeben wurde. Das schöne Wort Pauli 1. Cor. 13, 13: Nun bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die grösste unter ihnen: wurde also verteilt, dass jenem St. Galler, K. G. Steiger, der das Examen mitmachte, die Aufgabe zufiel, die Bedeutung des Glaubens zu entwickeln; Trümpi erhielt die Hoffnung und Christoph Heer die Liebe zum Gegenstand ihrer Probepredigt. Für Oswald Heer aber, den Jüngsten, blieb der Satz zu entwickeln übrig, dass unter diesen dreien die Liebe die höchste Gabe Gottes sei. Gewiss war es für Heers gemütvolle Art eine Freude, diesen apostolischen Gedanken auszulegen. Doch bemerkt das Prüfungsprotokoll, den Bedenken von Heers Vater in Sachen der Probepredigt Recht gebend: „Sämtliche Probepredigten trugen das Gepräge des Mangels an Übung in Bearbeitung und Haltung der Predigten; sie befriedigten daher nicht sehr und Professor und Dekan Fels wurde ersucht, die nötige Bemerkung und Aufmunterung zu sorgfältigster Übung im Predigen den Kandidaten mündlich zu erteilen.“

So ging denn auch der letzte Akt des Examens glücklich vorbei. Freitags, den 10. Juni empfing Heer nach wohlbestandenem Examen von Vice-Antistes Steinmüller, der bei diesem Anlass eine salbungsvolle Rede hielt über 2. Tim. 4, 2—5, die Ordination zum heiligen Predigtamt. Da Heer bald nach derselben heimreiste, so haben sich keine schriftlichen Aufzeichnungen erhalten über die Gefühle und Entschlüsse, die er bei diesem Anlass hatte und fasste. Aber nach allem, was wir von ihm vernommen haben, dürfen wir gewiss sein, dass er Gefühle inniger Dankbarkeit gegen Gott in seinem Innern hegte, der ihn glücklich zu diesem Ziel geleitet und dass es heilige Entschlüsse waren, für das leibliche und geistige Wohl seiner Mitmenschen, soweit als ihm dazu Kräfte verliehen seien, mit höchster Aufopferung zu wirken.

So sehr es Heer nun in die Heimat trieb, folgte er doch einer Einladung seines Freundes Trümpi, noch einen kurzen Aufenthalt in Ermatingen zu machen, wohin auch Freund Studer

Bayerische Staats-Bibliothek München

sich einfand. Da er auf diese Weise über Zürich zu reisen veranlasst war, so freute er sich, seine dortigen naturwissenschaftlichen Freunde, namentlich auch den Dr. Hegetschweiler zu sehen, der durch die politischen Bewegungen des letzten Jahres Mitglied des Regierungsrates geworden war und der sich gerade in dieser Zeit sehr lebhaft für Heer interessierte.

Endlich, endlich nahete er wieder seinem heimatlichen Thale. Mit welcher Freude begrüsste er schon von Zürich aus die Firnen des Glärnisch und des Tödi; wie heimelete ihn alles an, als sich ob Bilten das Thal des Glarnerlandes öffnete und der Schild und der Wiggis, bald auch die Pyramide des vordern Glärnisch sich zeigten.

Als vollends von Schwanden aus auf der neuerbauten Strasse der Weg ins heimatliche Thal führte, als er den Sernf wieder wie ehemals zu Thale rauschen hörte, als ein bekannter Gebirgsstock nach dem andern im Hintergrund auftauchte, als bei der Engibrücke die Seinen alle ihm entgegenkamen und der Vater den heissgeliebten Sohn wieder in seine Arme schliessen durfte, als die inzwischen herangewachsenen jüngeren Geschwister den ihnen fast unbekannt gewordenen studierten Bruder Oswald umjauchzten: da erlebte Heer eine selige Stunde des Wiedersehens, die sein Herz mit höchster Wonne erfüllte.

Und dies Wiedersehen erfreute die ganze Gemeinde. Er, der es selten unterlassen, in seinen Briefen von Halle Grüsse zu senden an die Gemeindevorsteher, den Schullehrer, ja an alle Matter, die ihm nachfragten und der auch von diesen Leuten manchen Gruss nach Halle empfangen hatte, durfte jetzt aus der Freude, womit des Pfarrers Oswald überall bewillkommt wurde, ersehen, dass die alte Liebe zu ihm noch in den Herzen dieser einfachen, biedern Leute lebte.

Jetzt musste sich aber Heer der Gemeinde auch auf der Kanzel zeigen. War er doch als Verbi Divini Minister rite ordinatus heimgekehrt. Die Familie, wie die Gemeinde erwarteten mit derselben Ungeduld den Sonntag, an dem Oswald zum ersten Mal auf der väterlichen Kanzel das Evangelium vom Reiche Gottes verkündigen sollte.

Glücklich ging das erste Auftreten Heers in der heimatlichen Kirche vorüber, und mit Stolz blickten die Matter auf ihres Pfarrers Oswald; voll Freude sah sich der Vater am Ziel seiner Wünsche.

Über die nächste Zukunft Heers war man bald im Klaren.

Früher hatte der Vater oft seinem Sohn nahe gelegt, sich der pädagogischen Laufbahn zu widmen, d. h. ein grösseres Privatinstitut zu gründen und zu diesem Zweck ihm vorgeschlagen, noch etwa zwei Jahre in Genf zu verbringen, um sich in der französischen Sprache gründlich zu vervollkommnen. Allein eine solche Laufbahn lag gar nicht im Wunsche Heers. War es ihm nicht vergönnt, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, so wünschte er eine möglichst ruhige Pfründe, wo er neben der Arbeit an der geistlichen und sittlichen Hebung seiner Gemeinde sich der Beobachtung der Natur widmen konnte. Vorläufig aber überzeugte sich der Vater, dass der Gesundheitszustand seines Sohnes dringend eine Zeit des Ausruhens im elterlichen Hause und in der kräftigenden Bergluft des heimatlichen Thales erheische. So wurde denn beschlossen, dass Heer bis auf weiteres in Matt bleibe, sich unter der väterlichen Leitung im praktischen Pfarrdienst, der Predigt und Seelsorge übe und im weitern ungehemmt sich seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien hingebe.

Bald bekam dann auch Heer Gelegenheit, bei einem höchst traurigen Anlass seine erste Probe als Seelsorger abzulegen.

Zu den Familien, welche mit dem Pfarrhaus und auch mit Oswald Heer am engsten verbunden waren, gehörte diejenige des Ratsherrn J. Chr. Marti im Geigerhof, eine Familie voll einfacher, kindlicher Frömmigkeit, wo Gottes Wort im Hause wohnete und herrschte. Ein hoffnungsvoller Sohn dieser Familie war durch Pfarrer Heers Vermittlung im Jahr 1826 in die sogenannte Wehrlischule nach Hofwyl versetzt worden, um sich dort zum Lehrer auszubilden, und die besten Berichte über Fortschritte und Betragen des jungen Mannes erfreuten seinen Gönner wie die Eltern des jungen Pädagogen.

Da kam eines Tages der Vater Marti ganz niedergebeugt unter der Last eines schweren Kummers ins Pfarrhaus und begehrte den Pfarrer allein zu sprechen. Unter heissen Thränen erzählte er nun, wie er in der letzten Nacht einen gar traurigen Traum gehabt habe. Er sei in ein grosses Zimmer geführt worden, in welchem rings schwarz gekleidete Männer standen; in der Mitte aber sei, von schwarzen Tüchern bedeckt, ein Sarg aufgebahrt gewesen. Diese Tücher habe man zurückgeschlagen, da sei sein Sohn in Hofwyl tot in dem Sarg gelegen. Nun sei er ganz überzeugt, dass gewiss sein Sohn in Hofwyl gestorben sei.

Der Pfarrer suchte den bekümmerten Mann zu trösten, indem er ihn auf das Täuschende der Träume aufmerksam machte und namentlich auch hervorhob, dass er erst kürzlich von Fellenberg Nachrichten empfangen habe, welche ihm das vollkommene Wohlsein seines Sohnes gemeldet haben. Er möge sich doch nicht solchem unbegründeten Kummer hingeben und sich nicht von Träumen ängstigen lassen. Er wolle alsbald an Fellenberg schreiben und über seines Sohnes Befinden Auskunft erbitten.

Ratsherr Marti hörte alle diese vernünftigen und herzlichen Worte seines Seelsorgers an; aber sie vermochten offenbar nicht, ihm seine Furcht zu nehmen, dass sein Sohn tot sei. Gebeugt ging der Vater wieder heim. Pfarrer Heer aber säumte nicht, an Fellenberg zu schreiben und ihn um sofortige Antwort über das Befinden des Jünglings zu bitten, damit er den bekümmerten Vater beruhigen könne.

Dieser Brief war des andern Tages noch nicht zur Post gegeben, als der Briefträger einen Brief brachte, der Fellenbergs wohlbekannte Handschrift zeigte. Mit schwarzem Siegel war er verschlossen. Des Pfarrers Hand zitterte, als er diesen Brief öffnete und er erbleichte, als er ihn las. Der Brief enthielt die Nachricht, dass der junge Marti an einem schnell verlaufenden Nervenfieber gestorben sei.

Selbstverständlich musste diese Trauerbotschaft nach dem Geigerhof berichtet werden, und Oswald wurde ausersehen, den armen Eltern in möglichst schonender Weise diese schmerzliche, erschütternde Kunde mitzuteilen. Es wär ein schwerer Gang für den jungen Kandidaten. Unterwegs besann er sich auf die beste Art, diese Trauerbotschaft so sanft als möglich auszurichten. Als er sich dem Hofe der Familie nahete, war dort alles still; kein Mensch zeigte sich im Stall oder Hofraum. Er trat ins Haus, wo er in der Stube die ganze Haushaltung vereinigt und den Hausvater vor der geöffneten Bibel fand, aus welcher er den Seinen vorgelesen hatte. Alle die wohlgesetzten Worte Oswalds waren unnötig. Ratsherr Marti erhob sich und sprach: „Ich weiss schon, was Ihr uns sagen wollet, Herr Oswald. Ihr bringet uns Nachricht, dass mein Sohn in Hofwyl gestorben ist.“ Oswald nickte und übergab den Brief. Der Vater las ihn ruhig den Seinigen vor. Kein Schmerzausbruch erfolgte mehr. Dann sprach derselbe: „Wir haben es wohl gewusst, dass es sich also verhalte; die Gnade des himmlischen Vaters hat uns Botschaft ge-

sandt, dass uns die Kunde nicht erdrücke. Wir haben den besten Trost hier in Gottes Wort gesucht und gefunden. Es ist der Herr; er thue, was ihm wohlgefällt!

Die freie Zeit, die Heer jetzt hatte, benutzte er fleissig zu grösseren Alpenexkursionen. Alle die wohlbekannten Höhenpunkte des Kleinthales: Gulderstock, Magereu, Wissmeil, Heustock, Kamperdun, Berglialp, Gantstock u. s. w. wurden jetzt wieder bestiegen. Aber die Exkursionen dehnten sich bald auf noch höhere Berge aus; der Ruchi-Glärnisch, der Hausstock, der Kärpf wurden erklommen. Wie Heer schon von Halle aus dem Vater geschrieben hatte, richtete er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Höhengrenzen, welche die Pflanzen und Insekten erreichen. Demselben Zweck waren auch die Alpenreisen bestimmt, welche Heer hernach in den Jahren 1832 bis 1835 von Zürich aus machte. Da sich später keine passende Gelegenheit bieten würde, dieser Reisen, soweit sie biographisches Interesse haben, zu gedenken, so wird hier Einiges auch aus jenen Alpenreisen späterer Jahre eingereiht werden.

Heer selbst giebt in seinem letzten unvollendet gebliebenen Werk über die nivale Flora der Schweiz (pag. 4 Anm.) Aufschluss über den Umfang seiner damaligen Alpenreisen.

Im Jahr 1832 wurde am 9. und 10. August der Ruchi-Glärnisch bestiegen. Schon am 13. August folgte die Besteigung des Hausstockes, von wo aus Heer sich für mehrere Tage zu den Hirten auf die Frugmatt begab in der Absicht, von da Ausflüge nach dem Kärpf und anderen umliegenden Bergen zu machen, um die Höhengrenzen gewisser Pflanzen und Tiere und die durch die Höhe bewirkten Veränderungen derselben zu beobachten.

Im Jahr 1833 widmete er den 9. bis 18. Juli der Untersuchung des Urserenthales und des St.Gotthards (St.Annagletscher, Betzberg, Nufenen, Pisciumo). Am 25. Juli bestieg er den Monte Camoghé. Vom 29. bis 31. Juli war er am Bernhardin, auf dem Monte Uccello und dem Bergkamm zwischen Misox und Calanca. Den 3. August besuchte er die Zaportalp und die Quellen des Hinterrheins; den 5. bis 8. August brachte er in Avers und auf dem Stallaberg, den 9. bis 17. August im Oberengadin, Bernina, Beverserthal, Camogaskerthal, Lavirums und Serlas und im Thal der Albula zu.

Im Sommer des Jahres 1834 ging er mit Freund A. Escher von der Linth am 14. Juli bis auf die Höhe des Panixer-Passes,

wo sie sich trennten. Heer wandte sich den Valserbergen im Rheinwald zu, ging am 17. Juli über den Splügen ins Bergell, am 19. über die Maloja ins Engadin. Am 23. Juli begab er sich ins Roseggthal und auf die Gletscherinsel, am 28. Juli ins Camogaskerthal und über den Lavirumserpass ins Val Livino. Am 30. Juli überschritt er den Pass nach S. Giacomo und nach Sta. Maria ins Münsterthal. Von dort ging's des andern Tages über das Wormserjoch nach Spondalunga. Der 1. bis 4. August war der Untersuchung der umliegenden Berge Monte Umbrail, Monte Branlio und Stelvio gewidmet. Am 5. August wurde der Piz Costainas und Piz Ciantun bestiegen. Am 6. und 7. August ging's durchs Münsterthal und Scarl nach Fetan. Am 8. August ward der Minschun bestiegen und am 11. und 12. August begab er sich über Scaletta nach Davos, allwo die ausgedehnten und mühevollen Alpenreisen dieses Jahres ihr Ende erreichten.

Noch mühevoller waren die Alpenreisen des Jahres 1835, die Heer auf einige der höchsten Spitzen der Bündneralpen führten, welche zum Teil vor ihm noch von keines Menschen Fuss waren erstiegen worden.

Wieder führte ihn am 15. Juli der Weg von Matt aus über den Panixerpass nach Brigels und Dissentis. Am 17. Juli reiste er durch das Somvixerthal und über La Greina nach der Alp Scaradra. Am 18. Juli ging's über den Suredenpass nach Zavreila, am 19. über den Kanalpass nach Zaportalp, am 21. Juli auf den Splügen und durch das Val Emmet ins Avers. Am 23. Juli kam er nach Stalla und überschritt den Julier und am 27. Juli wurde der Piz Lavirums erstiegen. Der 28. Juli führte ihn durch Livino, Ofen nach Zernetz. Am 1. August bestieg er den Piz Linard. Der 2. August sah ihn in Lavin, der 5. August im Samnaun. Am 6. August ging's von Compatsch über den Pass nach Sins, am 7. August auf die Urscheinalp. Von dort wandte er sich dem Bernina zu, und am 12. August erklomm er den noch nie erstiegenen Gipfel des Piz Palu.

Alle diese die höchste Kraft anspannenden Alpenreisen machte er in einer Zeit, da es noch keinen englischen und schweizerischen Alpenklub gab, und das Erklimmen bisher unbetretener Gletscherberge noch kein um des Ruhmes willen betriebener Sport war. Diesen Anstrengungen unterzog er sich im reinen Dienst der Wissenschaft, der er sein Leben zu widmen entschlossen war.

Es würde viel zu weit führen, wenn wir aus den vorhan-

denen Aufzeichnungen diese ausgedehnten Alpenreisen auch nur skizzenhaft beschreiben wollten. Besser wird es unserem Zweck entsprechen, wenn wir einige wenige derselben ausführlicher erzählen.

Wir wollen der Schilderung dieser Alpenreisen noch die Bemerkung vorausschicken, dass Heer schon, als er noch in Matt wohnte, stets ein Barometer zum Zweck hypsometrischer Messungen mit sich führte, das in seiner Messinghülse beinahe wie ein Gewehr aussah. Wenn er mit demselben auszog und dessen oberes Ende aus dem Lederfutteral über seine Schultern hervorblickte, so mochte ihn mancher für einen Gemsjäger halten. Nach seiner Übersiedelung nach Zürich im Januar 1832 wurde er mit Hofrat Dr. Horner bekannt, und voll Freude schreibt er im Juli dieses Jahres seinem Vater, dass ihm derselbe eines seiner vortrefflichen modifizierten Fortin-Barometer übergeben habe, wodurch die Höhenmessungen grössere Zuverlässigkeit erhielten.

Noch eines andern Mannes sei hier gedacht, der Heer auf seinen Gebirgsreisen die grössten Dienste leistete. Er ist freilich im Kreis der Gelehrten unbekannt; denn er ist nur ein ehrbarer Schneider zu Matt gewesen, Namens Joh. Madutz. Derselbe hat Heer auf den meisten seiner Alpenreisen als Führer begleitet und auf dessen merkwürdigen Spürsinn, Unerschrockenheit, Zähigkeit und Hingebung konnte sich Heer allezeit verlassen. Einige Male wurde Heer von ihm aus höchster Todesgefahr errettet.

Doch wenden wir uns jetzt zu einigen seiner interessanteren Bergtouren.

Am 9. und 10. August 1832 erstieg er den Ruchi-Glärnisch. Unter den sengenden Strahlen der Augustsonne gingen sie dem Löntsch entlang ins Seerütithal, wo schöne Waldbäume die grosse Hitze durch kühlenden Schatten ein wenig milderten. Mitten in den schauerlichen Felswänden des Glärnisch, welche sich über dem Klönthal erheben, liegt der Eingang zur verborgenen Alp Rossmatt. Durch den engen Eingang dieses Thales stürzt laut brausend der Klöbach. Ein drohendes Gewitter hinderte die Reisenden bis zum oberen, von den Sennen bewohnten Staffel vorzudringen. Sie entschlossen sich bei den Wildheugäden zu übernachten, wo eben eine Menge Wildheuer beschäftigt waren, das Heu zu sammeln, das bündelweise in närrischen Sprüngen über die Felswände herabstürzte. Die Aussicht auf das Firnmeer des Glärnisch wurde bald durch Nebel verhüllt, dem ein starker Regen

entquoll, so dass die Reisenden über ihr, wenn auch noch so luftiges Obdach, glücklich waren.

Wider alles Erwarten war der Himmel am andern Morgen ganz heiter. Um so freudiger brachen sie bald nach Tagesanbruch auf. Vom zweiten Staffel der Rossmatt führte ein schmaler Fusspfad über die steilen Felswände empor, über welche eine Menge von Bächen stäubend und tobend herabstürzen. Die Abhänge waren von Hieracien, Astern und Arnicen bunt bekleidet. Zwischen diesen freundlichen Pflanzen zeigten sich eine ungeheure Menge von schwarzen Salamandern, welche Vorboten eines Gewitters sein sollen und den Reisenden darum keineswegs willkommen waren.

Schon bei einer Höhe von 6100 Fuss erreichten sie den Gletscher, der hier darum so tief herabkommt, weil der Glärnisch überhaupt der Bildung von Gletschern sehr günstig ist. Eine Menge von Hörnern schliessen in der Mitte eine grosse Fläche ein, in welche der Schnee hinabgeweht wird. Am Rande des wunderlich geformten Gletschers, der in allen nur erdenklichen Formen in die Höhe starrt, und dem eine Menge Bächlein enteilen, stiegen sie empor; hohe Bergspitzen, wie der Reiseltstock, der Kalberstock und die lange Silberen liessen sie oft kaum des Himmels Blau erblicken. Da auf diesen Kalkfelsen sich keine Quellen finden, so sammelten die erschöpften, durstigen Reisenden sorgfältig die Tropfen, welche über einen Felsen herabsickerten.

Auf der Höhe von 7000 Fuss traf Heer auf ein Feld roten Schnees, der von ihm mit der Loupe sorgfältig untersucht wurde. Er wird durch Myriaden einzelliger Pflänzchen (Protococcus nivalis), welche ein paar Zoll tief im Schnee liegen und hier leben und sich entwickeln, so prächtig karmoisinrot gefärbt. Von dort über die vom Wasser wunderlich ausgehöhlten weissen Kalkschichten mühsam weiter kletternd, gelangten sie zur sogenannten Hangeten, dem gewöhnlichen Zielpunkt der Glärnischbesteigungen. Eine herrliche, grossartige Aussicht öffnet sich hier, da der Blick jetzt auch nach Norden frei wird. Grause Felsklippen und liebliche Thäler, ausgedehnte Eisflächen und freundliche Alpwiesen, wild der Tiefe zu tobende Gletscherbäche und still in der Ebene sich dahinschlängelnde Flüsse, Städte, Dörfer, Wiesen, Felder, Seen — dies alles lag vor ihren Augen ausgebreitet.

Unsere Reisenden kehrten aber bei der Hangeten keineswegs schon um. Hoch über ihnen lag der Feuerberg und dahinter

der Ruchi-Glärnisch, den zu besteigen sie sich vorgenommen hatten. Über kahle Felsen, zwischen denen nur spärlich das Alpenrispengras (Po alpina), die Saxifraga androsacea, der Alpenranunkel und die bläuliche Hutschinsia rotundifolia blühten, wanderten sie hinter dem Feuerberg vorbei und gelangten auf ein grosses Schneefeld. Ein Gemsjäger, der sie begleitete, bedeutete ihnen, still zu stehen. Er selbst kroch über den Schnee hinter einen vorstehenden Felsen. Bald erdröhnt ein Schuss und lautes Jauchzen des Jägers beweist, dass seine tötliche Kugel die Gemse getroffen, die sich in ihrem Blute windet, während zwei andere mit unglaublicher Schnelligkeit über die nahen Gletscher davoneilen. Es war ein dreijähriger Bock, dem die Kugel das Herz mitten durchbohrt hatte. Heer durchwühlte lange die Eingeweide in der Hoffnung, Helminthen (Eingeweidewürmer) zu finden; allein umsonst. Die ausgeweidete Gemse wurde dann bis zur Rückkehr im Schnee begraben, so dass von ihr nur die Hörner hervorschauten.

Kaum waren sie von dieser Stelle aufgebrochen, als wieder eine Gemse nahe bei ihnen vorbei rannte und die rauhen Felswände emporklomm. Für menschliche Füsse waren diese aber zu steil. Sie stiegen daher auf den unten liegenden ausgedehnten Gletscher hinab, aus welchem sich der vergletscherte Bächistock und die schneelosen Wände des Ruchi-Glärnisch steil emporheben. Auf der Höhe des letztern erblickten sie wieder zwei Gemsen. Schnell kletterte der Jäger auf der westlichen zugänglichen Seite empor, hinter einem Felsenvorsprung denselben auflauernd. In lustigen Sprüngen eilen die Gemsen auf jenen Punkt zu, wo der Jäger lauert. Allein dieser kam doch nicht zum Schuss. Das eine Tier, das er leicht hätte schiessen können, stand über solchen grässlichen Felswänden, dass er das tote nie mehr bekommen hätte; das andere aber bemerkte den Jäger und eilte mit Windesschnelligkeit wieder den ruchen Glärnisch hinauf, wohin ihm auch das erste folgte. Dort glaubte der Jäger sie gefangen, weil von allen Seiten grause Felswände sich in schauerliche Tiefen hinabsenken. Zweimal versuchen sie den Rückweg einzuschlagen, fliehen aber wieder vor der drohenden Büchse des Jägers; dann klettern sie in Todesangst über die schauerlichen Felsen hinunter und entspringen über den Gletscher den staunenden Blicken unserer Reisenden, die solche Kletterkünste der Gemsen noch nie gesehen hatten. Auch die Zicklein thun es den Alten in dieser Behen-

digkeit gleich, wie sie an demselben Tag bemerken konnte. Eben säugte eine Gemse ihr Junges, als sie von der Reisegesellschaft überrascht wurde. Mit unglaublicher Schnelligkeit sprangen sie von Fels zu Fels und so klein das Junge auch war, es stand doch stets an der Seite seiner Mutter.

Von der obersten Spitze des ruchen Glärnisch herab winkte der Jäger seinen zurückgebliebenen Begleitern, die mutig die letzten steilen Abhänge emporklommen und endlich auf den obersten Punkt gelangten.

„Wie soll ich nun aber diese majestätischen Formen, die auf allen Seiten mich umgeben, schildern, wie die Gefühle, die bei ihrem Anblick mein Innerstes durchstürmten. O wie schwach ist des Menschen Geist, der dies Grosse nicht auf die rechte Weise zu erfassen und nur einzelne wenige Fäden aus demselben hervorzuheben vermag, der wohl oft tief ergriffen wird von solchen erhabenen Formen und fühlet und ahnet — allein vergebens nach Worten sucht, um auszusprechen, was in seiner Seele vorgeht. Gefühlt habe ich Vieles und tief, als mein Geist in heiliger Stimmung alles dies beschaute und sich dem Urheber dieser grossartigen Natur näher wähnte.

„Im Thal wird der Eindruck der Natur auf unser Gemüt beeinflusst durch die Werke menschlichen Kunstfleisses. Auf solchen Höhen aber sind wir herausgerissen aus aller menschlichen Gesellschaft; selbst die Tiere umgeben uns nicht mehr mit ihrem bunten Gewirre; auch von Floras Kindern sind uns nur wenige bis auf diese Höhe gefolgt und umarmen das kalte, rauhe Gestein. Um so grossartiger, allgewaltiger umgiebt uns dagegen die unorganische Natur.

„Da steh' ich und Schauer ergreift meine Seele, wenn ich über die grausen, beinahe senkrechten Felswände in das 6700 Fuss tiefer unten liegende Seerütithal hinabblicke. Da liegt in grüner Einfassung der blaue Saphir des Klönsees, umsäumt von Häusern und Hütten. Menschen können wir keine erkennen; doch tragen die Lüfte einige Töne aus der Tiefe zu uns empor; deutlich hören wir das Gebell eines Hundes. Gegenüber erheben sich die Felswände des Wiggis, unser Auge schaut über sie hinaus ins weite Hügelland. Zwischen diesen Hügeln liegt wunderlich gebogen der Zürchersee, den wir in seiner ganzen Ausdehnung überblicken, an dessen Ende die Stadt Zürich als ein weisser Fleck erscheint. Auf der andern Seite dieser Hügelreihe zeigen

sich der Greifen- und Pfäffikersee und in blauer Ferne, mit dem Horizont verschmelzend, der Bodensee.

„Östlich zeigt sich der Speer, mit Weesen und dem Walensee zu seinen Füssen; den grössten Teil desselben verdeckt aber der rauhe Mürtschen, zwischen dessen Achseln hie und da einer der Kurfürsten nach dem weissen Glärnisch herüberblickt. Zu unseren Füssen sehen wir einen Teil der Stadt Glarus bis zur Kirche; wie ein silberner Faden durchschlängelt die Linth das Thal an Netstall und Mollis vorbei. Der Schilt und Fronalpstock erscheinen von hier aus als wahre Zwerge.

„Ganz anders ist die Aussicht nach Süden. Weit ausgebreitet liegen hier in der nahen Tiefe die bläulichten Gletscher, aus dem sich allenthalben riesige Höhen erheben. Zwischen diesen Felsenzinken des Glärnischgebirges hindurch sieht man fernere Felsgipfel: den Sardonen, den Kärpf und besonders den gewaltigen Tödi emporragen. Noch mehr gegen Westen tauchen eine Menge Hörner der Urner-, Schwyzer und Berneralpen auf. Auch ein Stück des Vierwaldstättersees glänzt zu uns herauf.

Nach Norden war der Himmel ganz hell; einige Haufenwolken standen in der Mitte des Himmels. Gegen Westen aber erhob sich eine grosse graue Wolke; das Thermometer zeigte um $12^1/_2$ Uhr 13° R. Durch und durch in unserem Innern gehoben und voll Freude setzten wir uns nieder und verzehrten unser Mittagsmahl, welches, so einfach es auch war, uns auf solcher Höhe besser schmeckte, als ein grosses Gastmahl in der Tiefe.“

Um 2 Uhr traten die Reisenden den Rückweg an. Aber jene graue Wetterwolke von Westen drohte denselben bald Gefahr. Schon war der nahe Bächistock von dunklem Nebel umhüllt. Bald zuckten feurige Blitze zahlreich aus dem schwarzen Gewölk, und der Donner hallte furchtbar dröhnend an den Felswänden des Glärnisch wider. Eben als sie über den Gletscher setzten, begannen einzelne Hagelsteine auf sie niederzufallen. In möglichster Eile stiegen sie über den Felsen herab. Aber das Gewitter war schneller als sie.*) Bald fielen Hagel und Regen in Massen auf sie hernieder und immer näher zuckten die Blitze. Endlich fanden sie unter einem hohlen Felsen notdürftigen Schutz. Nach einiger Zeit hoben sich die Wolken im Westen

---

*) Vergleiche die Schilderung desselben in L. F. Kämtz Vorlesungen über Meteorologie pag. 452 f.

wie in einem Bogen, unter welchem hindurch sie die von der Sonne herrlich beleuchteten Berge des Urnerlandes sahen.

Die Freude war aber von kurzer Dauer. Eine zweite Wetterwolke nahete von Westen und entlud sich unter furchtbarem Donnergekrach ihres Regens und Hagels. In dieser peinlichen Lage suchten die armen Reisenden nach den Oberstafelhütten von Bächi zu entfliehen, als plötzlich ein entsetzliches Krachen sich über ihnen hören lässt und ein grosses Stück Gletscher zwischen ihnen und der Hütte in die Tiefe hinabtost. Auch war der dem Firn entströmende Bach so angeschwollen, dass sie ihn unmöglich hätten durchschreiten können.

So blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf schlüpfrigem Pfad am Rande grauser Felsen, welche zudem das Dunkel des Nebels verhüllte, unter dem furchtbaren, eine Stunde lang andauernden Gewitter abwärts zu klettern. Fast ohne Unterbruch fielen Ströme von Regen und Massen von Hagelkörnern auf sie hernieder. Endlich suchten sie unter einigen Tannen Schutz gegen den empfindlichen Hagel. Da hören sie auf einmal ein furchtbares Krachen über sich. Sie meinen nichts anderes, als ein Teil des Glärnisch stürze auf sie herab. In Todesangst laufen sie davon und gelangen endlich wieder zu jenen Wildheugäden. Dabei waren sie so durchnässt, dass das Wasser aus ihren Kleidern trief. In diesem Zustand wollten und konnten sie nicht bleiben und gedachten noch an diesem Abend nach Glarus hinabzusteigen. Das erwies sich aber der von dem Unwetter heftig angeschwollenen Bäche wegen als ein Ding der Unmöglichkeit. Sie mussten bleiben. Die Wildheuer halfen ihnen bestmöglich in ihrer Not. Jeder brachte ein Stück seiner Kleidung herbei und so hüllten sich beide in jener armen Männer Lumpen ein und konnten bei allem Elend sich des Lachens über diese Mummerei nicht enthalten. Erquickt von warmer Milch, vergruben sie sich ins Heu und schliefen nach diesem schreckhaften Abenteuer vortrefflich.

Wolkenlos prangte der Himmel des andern Morgens über ihnen. Leider waren ihre Kleider noch völlig nass. Es blieb ihnen aber keine Wahl. Sie schlüpften in dieses nasse Gewand, das die Sonne erst auf ihrem Marsch ins Seerütithal an ihren Leibern trocknete.

Unten im Thal hatte es nur geregnet, nicht gehagelt; dagegen waren einige Runsen Verderben bringend von dem Glärnisch ins Thal getost und hatten z. B. die Landstrasse

zwischen Mitlödi und Schwanden auf mehrere Tage unbrauchbar gemacht.

Diese furchtbaren Strapatzen und dieser schreckliche Empfang, den ihm der Glärnisch bereitet, hatte Heer die Liebe zu den Firnen nicht verkümmert. Denn schon zwei Tage später, am 13. August machte er sich auf, den Hausstock zu besteigen. Der Heer befreundete Schullehrer von Matt, Stauffacher und ein Elmer Gemsjäger waren dabei seine Begleiter.

An der Wichlenalp mit ihren Schwefelquellen vorüber stiegen sie auf dem Weg, der zum Panixerpass empor führt, aufwärts. Majestätisch schaute die weisse Felspyramide des Hausstocks auf sie herab, und schon zum voraus freute sich Heer, bald auf dem höchsten Berg seines heimatlichen Thales zu stehen. Schwarze Wolken, fernes Gedonner, ein starkes Sinken des Barometers drohte aber mit einer Wiederholung der Glärnischfahrt. Deswegen eilten sie aus Leibeskräften den Berg hinan und gelangten glücklich zur Hütte des obersten Stafels der Jätzalp, welche sie zum Nachtquartier bestimmt hatten. Zwar bedeckte noch immer dunkles Gewölk den Himmel; doch entlud sich kein Gewitter, was um so besser war, als sie ihr Nachtquartier auf dem Heu beinahe unter freiem Himmel aufschlagen mussten.

Noch war es dunkel, als sie am andern Morgen den Weg zur Hexeneck emporwanderten, dem höchsten (7462 Fuss) Punkt des Panixerpasses.

Von hier aus erschien ihnen der Hausstock so steil, dass sie zweifelten, ob es möglich sei, ihn zu ersteigen. Doch sie wollten's versuchen und rückten munter vorwärts. Nach einer halben Stunde gelangten sie von der Hexeneck an den Gletscher. Hier hiess es vorsichtig weiter wandern; denn breite, ungeheuer tiefe und verschobene Spalten durchzogen denselben. In der Höhe von 8438 Fuss erreichten sie ein beinahe schneefreies Grätli. Da hier Heers Begleiter Stauffacher ohnmächtig wurde, mussten sie längere Zeit an dieser Stätte verweilen, bis derselbe wieder, durch Kirschwasser erquickt, zum Bewusstsein kam. Während der Gletscher bisher nur sanft angestiegen war, begann er jetzt steil zu den Abhängen des kegelförmigen Hausstocks sich hinaufzuziehen. Eine Felsenrippe hatte eine Spaltung des Gletschers verursacht, die sich mitten durch denselben bis zur Höhe emporzog. Wollten sie weiter, mussten sie notwendig diese Gletscherspalte überschreiten. Die Sache war um so gefährlicher, als sie

aufwärts springen mussten. Doch wurde die Gefahr glücklich überwunden.

Oberhalb dieser Spalte begann der vom Gletscher unterschiedene weichere Firn. Im Zickzack stiegen sie über denselben hinauf, den Stock fest in den Firn einstossend. Doch waren sie stets in Gefahr, mit dem Schnee anzurutschen und in diesem Falle wären sie rettungslos in jene Felsspalte hinuntergefahren.

Nach vielen Anstrengungen gelangten sie auf einen zweiten Grat, der sich südlich vom Hausstock hinzieht. Hier fand Heer eine ihm neu scheinende Moosart, welche er Gymnostomum glaciale nannte.

Mit Händen und Füssen sich am Schnee haltend, mussten sie noch die letzte Viertelstunde von diesem Grat zum Gipfel empor klettern. Endlich sind sie oben! „Wie versteinert stand ich da, in diese gigantische, mein ganzes Gemüt ergreifende Natur hinausstarrend. Entschwebend gleichsam dem Körper und vergessend alle Gefahren, die wir ausgestanden und die wir noch zu überstehen hatten, flog mein Geist von Berg zu Berge, von Land zu Land. Inmitten dieser schauerlichen Gletscher, wo kein lebendiges Wesen mehr hauset, schaute ich staunend nach den majestätischen, bis an den Himmel ragenden, vom Firn weissschimmernden Felswänden des Kisten und Tödi, die so nahe zu liegen schienen, als könnte man sie mit Händen greifen. An den Tödi schloss sich gar malerisch die Kette der Clariden, die sich mit ihren zackigen Hörnern bis zum breiten Glärnisch hin erstreckt. Nirgends übersieht man das Glarnerland so gut wie von hier aus. Der Hausstock liegt wie ein weithin glänzender Turm in der Mitte zwischen den beiden Hauptthälern, so dass von hier aus alle Bergketten mit ihren Verzweigungen und alle Thäler vor unsern Augen lagen, in der Mitte des Landes der Freiberg, dessen höchste Spitze, der zerklüftete und vergletscherte Kärpf, uns gegenüber lag. Um diese grosse Gebirgsmasse herum biegen sich die zwei Hauptthäler, das kleine einen Bogen bildend und stark ansteigend, das grosse ziemlich gerade sich hinziehend und nur wenig ansteigend.

„Den grossartigsten Anblick gewährt die Ausschau nach Süden. Zu unsern Füssen liegt in schauerlicher Tiefe das Sedesterthälchen, ganz mit gewaltigem Eise belastet. Weiterhin erscheint das lange Thal von Obersax und neben und über demselben Berg

an Berg, Thal an Thal; ein grosser Teil Rhätiens lag vor uns, vom Crispalt bis zum Calanda, mit einer Menge von Berggipfeln, deren Namen ich nicht kannte, an deren wunderbaren Formen sich aber das Auge weidete.“

Die oberste Spitze des Hausstocks bildet eine kleine Fläche, die gegen Norden etwas ansteigt. An den Felsen klebte noch die Aretia glacialis und die Steine waren von einer Anzahl Flechten bekleidet, welche die Sennen unter dem gemeinsamen Namen „Fideri“ zusammenfassen. Während Heer auf der höchsten nördlichen Spitze des Hausstockes stand und in die Ferne hinausschaute, bemerkte er, wie unmittelbar zu seinen Füssen von der Sonnenwärme erweicht, ein kleines Schneebällchen sich löste, das die steilen Abhänge herabrollte, stets sich vergrössernd, immer mehr Schnee mit sich reissend, um als Lawine in die Wichlenalp hinunter zu toben. Das Thermometer zeigte um 10 Uhr morgens 6 ° R., das Barometer eine Höhe von 9771 Fuss.

Der Genuss dieser herrlichen Aussicht wurde durch den Gedanken an den gefährlichen Abstieg etwas gestört. Vorsichtig wurde letzterer unternommen. Rücklings den Stock stets tief in den Schnee einsteckend und mit Händen und Füssen sich haltend, stiegen sie die erste Viertelstunde hinunter. Auf dem Firn angelangt, liess der weich gewordene Schnee, der zudem die Augen arg blendete, auch nur ein langsames Vorrücken zu. Glücklich hatten Heer und der Gemsjäger die gefährliche Gletscherspalte passiert, als sie zu ihrem Schrecken bemerkten, wie der etwas zurückgebliebene Stauffacher ausglitscht und der gefährlichen Spalte zurutscht. Mit Not konnten sie ihn retten, als er schon seine Beine in die Spalte hinabstreckte. Froh waren sie, als sie endlich auf dem schneefreien Felsengrat anlangten. Denn durch die lange Schneewanderung waren ihre Schuhe ganz mit Schnee angefüllt und vor Frost hatten sie alles Gefühl in den Füssen verloren und es dauerte eine halbe Stunde, bis wieder Wärme und Leben in solche kamen.

Die Wanderer hatten aber gelenke Füsse um so nötiger, als sie von jenem Grat aus nach einigem Zaudern über steile Felsen in die Wichlenalp herabzuklettern sich entschlossen. Stauffacher musste beständig vom Gemsjäger geführt werden. Heer aber war durch sein Barometer im Klettern sehr gehemmt, indem er oft mit demselben an den überhängenden Felsen anstiess. Stauffachers Mütze, die über Fels zu Fels in närrischen

Sprüngen herabrollte, liess sie das Schicksal ahnen, das ihnen drohte, wenn sie einen Fehltritt gethan hätten.

Zwei Stunden dauerte dieser gefährliche Abstieg, bis sie auf die sicheren und bekannten Weiden des Alpeli gelangten. Von dort aus zog Heer über einen ziemlich breiten Bergrücken nach der Fruttmatt, wo er, acht Tage lang unter den dortigen Sennen lebend, Ausflüge nach den umliegenden Berggipfeln machte.

Obwohl von der Hausstockbesteigung noch ermüdet, wurde des schönen Wetters wegen doch schon am nächsten Tag der wilde Kärpfstock bestiegen, dessen Höhe Heer auf 8786 Fuss berechnete. An den anderen Tagen stattete er dem Richetligrätli einen Besuch ab; sodann erstieg er den 7931 Fuss hohen Hahnenstock, bei welcher Gelegenheit sie sich im Nebel, den ein Gewitter über die Gegend zog, verirrten und öfter an gähnenden Abgründen standen. Die Steine, die Heer, Insekten suchend, umgewendet hatte, führten sie auf den rechten Weg zurück und diesen folgend, fanden sie, wie einst der kleine Däumling und seine Geschwister den Heimweg wieder.

Beschränkten sich die bisher geschilderten Bergreisen Heers auf seinen heimatlichen Kanton Glarus, so hat er auch in andern Teilen der Alpen nicht weniger kühne Bergbesteigungen unternommen. Schon früher wurde erwähnt, dass Heer namentlich die beiden Sommer 1834 und 1835 der Durchforschung der rhätischen Alpen widmete. Es mögen hier aus dem letztgenannten Jahre noch zwei seiner Bergbesteigungen Aufnahme finden, die er selbst (im Jahrbuch des schweizerischen Alpenklubs III. Bd. p. 457 ff. und in der Neuen Alpenpost 1879 Nr. 5 und 6) beschrieben hat.

Sechs Wochen hielt er sich im Jahr 1835 in den rhätischen Hochalpen auf, über die Höhenverbreitung der Pflanzen und Tiere Beobachtungen sammelnd. Schon im Jahr 1834 war er bis in den nordöstlichsten Zipfel des Kantons Graubünden vorgedrungen, hatte den 8582 Fuss hohen Minschun bestiegen und von dort aus die herrliche Felspyramide des Piz Linard bewundert, welcher nicht nur die übrigen Gipfel der Silvrettakette, sondern alle Berge des untern Engadins überragt. Als am 31. Juli 1835 Heer mit seinem Führer Joh. Madutz von Zernetz nach Süss wanderte und der Piz Linard im vollen Glanz der Morgensonne vor ihnen stand, da sagte Madutz zu seinem Prinzipal: „Weimers probiere?“ Heer zögerte nicht mit der Antwort: „Ja, mer wänds!“

Am 1. August sollte der Versuch gemacht werden, ob dieser Bergriese bezwingbar sei. Heer hatte wenig Hoffnung, dass es gelingen werde. Waren doch in den letzten Jahren mehrere Versuche vergeblich gewesen und nur noch als Sage hatte sich unter dem Volk die Kunde erhalten, dass einst ein Pfarrer Zoddrell auf der Spitze gewesen, und seine Fusseisen dort zurückgelassen habe. Da aber die schneefreien Felswände jenes Berges Heer für seine wissenschaftlichen Zwecke manche interessante Aus-kunft versprachen und er hoffte, dessen noch unbekannte Höhe messen zu können, wurde der Aufstieg gewagt.

So brachen sie denn am 1. August mit einander auf und wanderten, der Susaska folgend, ins Flessthal. Bei der Alphütte im Hintergrund des Thales angelangt, bestiegen sie den westlich gelegenen Berg, um von hier aus zu rekognoszieren, von welcher Seite aus die Besteigung in Angriff zu nehmen sei. Sie gedachten bei der oberen Sennhütte, wo sich das Vieh aufhielt, zu über-nachten, wurden aber von den dortigen Hirten sehr unfreundlich empfangen und hatten selbst Mühe, einige Speise zu bekommen. Sie mussten wieder zur untern Hütte hinabsteigen, wo sie ein leidliches Nachtquartier fanden.

Am frühen Morgen brachen sie auf. Der Proviant drückte sie nicht; sie hatten nichts als etwas steinhartes Roggenbrod be-kommen. Doch stiegen sie gutes Mutes den Bergkamm hinan, der das Engadin vom Prättigau trennt. So unfreundlich die Bündner Sennen gewesen, so freundlich war der Himmel, der sein dunkel-blaues Zelt über ihnen wölbte. Über die anfangs nur schwach ansteigende Thalsohle kamen sie zu Schneefeldern, von denen einzelne sich durch ihre prächtig karmoisinrote Färbung aus-zeichneten. Noch nirgends hatte Heer so ausgedehnte Felder roten Schnees gefunden.

An drei kleinen Seen vorbei, von denen die beiden obern zum Teil noch mit Eis bedeckt waren, kamen sie auf die Höhe des Grates von Val torta, wo sich südöstlich das nach Lavin auslaufende Val Sagliains und nach Westen das ins Prättigau ausmündende Süserthal öffnet. Hier stellte sich der Piz Linard mit seinen fast ebenso hohen Nachbarn, den beiden Plattenhörnern, als eine gewaltige, aus lauter grauen krystallinischen Gesteinen bestehende, von grossen Gletschern umgürtete Felsmasse dar. Über ein steiles Schneefeld fuhren sie in den Hintergrund des Val Sagliains hinab. Hier waren sie am Westfuss des Bergriesen

angekommen und über Geröll und Steingänder begann der mühselige Aufstieg, der sie auf den südlichen Ausläufer des Gletschers brachte. Über demselben folgt wieder ein mit Geröll bedeckter Felsabhang, welcher noch in der Höhe von 8400 Fuss eine ziemliche Anzahl von Pflanzen beherbergte. Aber bald verloren sich die Kinder der Flora. Über kahle und wildzerklüftete Felsen hinaufkletternd, gelangten sie an ein sehr steiles Schneefeld. Der Schnee war hart gefroren; das Vorrücken auf demselben daher mühsam und gefährlich. Wäre einer ausgeglitscht, so hätte ihn der tief unter ihnen gähnende Abgrund verschlungen. Glücklich bestanden sie dieses Schneefeld; als sie aber oben wieder auf festem Grund ankamen, schauten sie sich bedenklich an und sagten: Hier gehen wir nicht hinab, sondern suchen uns einen andern Rückweg. Über den zwar steilen, aber stark verwitterten Felsabhang konnten sie ohne Gefahr bis zu etwa 10,000 Fuss Höhe hinauf gelangen. Die Blütenpflanzen waren selten geworden. Einige Steinbrecharten (bryoides und oppositifolia) der Gletscherranunkel, das Gletscherhornkraut, ein Gras (Poa laxa) und das Gemsblümchen (Androsace glacialis) bekleideten hier die Felsen und 200 Fuss höher trat noch die dunkelblaue Gentiana bavarica imbricata dazu.

Über gänzlich verödetes Gestein kletterten sie noch weiter in die Höhe und langten um halb 12 Uhr auf einer Felsenkante an, die etwa 10,200 Fuss ü. M. lag. Auch hier erfreuten sie noch einige Pflanzen. Ausser dem Gemsblümchen und dem Gletscherranunkel hatten sich nur das Chrysanthemum alpinum, Saxifraga bryoides und Poa laxa bis zu dieser Höhe hinauf gewagt. Um so häufiger waren dagegen die Flechten, welche das Gestein weithin mit schwarzen und gelben Krusten überzogen. Schon manche Stunde waren sie auf der Westseite des Berges emporgeklettert, und die umliegenden Berge hatten ihre Häupter vor ihnen gesenkt; doch stand ostwärts die höchste Kuppe des Linard immer noch in beträchtlicher Entfernung.

Sie setzten sich auf eine Steinplatte, um sich in der schauerlich wilden Umgebung zu orientieren. Zu ihrer Stärkung kauten sie an ihrem harten Roggenbrot, das nur noch der Fels, auf dem sie sassen, an Härte übertraf. „Wie viel besser würden uns doch die Weckli munden, die wir uns vorgestern in Zernetz schmecken liessen“, sagte Heer zu seinem getreuen Madutz. „Da heid Sie eis! rief Madutz und zog wirklich eines aus seiner Rock-

tasche. Ich wollte es Ihnen erst auf dem Gipfel des Berges geben, nun aber müssen Sie es jetzt haben.“ Heer wollte diesen immerhin etwas dürr gewordenen Leckerbissen mit ihm teilen; aber nicht ein Krümmlein liess sich Madutz aufdrängen. Derartige Liebesbeweise verbanden natürlich Heer nur um so inniger mit seinem treuen Führer.

Noch war die schwierigste Partie zu bestehen. Sie mussten quer über eine schauerliche Felswand klettern, wo sie für Fuss- und Fingerspitzen Haltpunkte fanden an den Spalten und vorstehenden Kanten des kahlen, zerklüfteten Gesteins; bei jedem Missgriff aber wären sie in eine furchtbare Tiefe gefallen. Endlich gelangten sie zum letzten Absatz und hatten nun gewonnen Spiel. Über ein kleines Schneefeld war die letzte Kuppe leicht zu erreichen.

Um $12^3/_4$ Uhr langten sie oben an. Die barometrische Messung zeigte eine Höhe von 10,696 Fuss, während eine spätere trigonometrische nur 10,516 Fuss ergab. Bis an 200 Fuss unter dem Gipfel war der Gletscherranunkel vorgedrungen; auf der Höhe des Grates selbst blühte blos noch in einem einzelnen Rasen das Gemsblümchen, welches an die Grenze der Blütenpflanzen unserer Alpen gestellt ist. Zwanzig Jahre später fand ein anderer Besteiger des Piz Linard auf der Höhe des Grates auch noch den Gletscherranunkel und das Chrysanthemum alpinum, die inzwischen um 200 resp. 300 Fuss hinaufgestiegen sein müssen. Von Tieren fand Heer unter Steinen nur die Gletscherspinne (Opilio glacialis).

Von der Aussicht sagt Heer, sie sei von überwältigender Grossartigkeit. Besonders eigentümlich sei dem Linard die überaus schauerliche Wildheit seiner nächsten Umgebung, in welcher Beziehung nur der Kärpf nach Heers Erfahrung dem Linard nahe komme. Auf der Kante einer furchtbaren Felswand stehend, schaut man in die schwindlichte Tiefe des Val Lavinnaz hinab. Überall zeigt sich, Schrecken erweckend, in grossartigstem Massstab das Bild wildester Zerstörung.

Über diese wilde Umgebung hinaus zeigen sich in weitem Kreis die formenreichen Kalkgebirge des Scarl- und Münsterthales, denen sich westwärts die Gebirge des Oberengadin anschliessen, aus denen besonders der Bernina als weisse Masse hervortritt. Der Orteles war mit Wolken bedeckt, dagegen traten ganze Reihen von Tirolerbergen hervor, deren Namen sie aber nicht

zu enträtseln vermochten. Auch nordwärts überragt der Linard alle andern Berge, so dass sie über das vergletscherte Schwarzhorn und die gewaltigen Plattenhörner hinweg die Gebirgshöhen des Prättigau und Davos und über sie hinweg selbst den Calanda und die Kurfirsten zu erkennen vermochten.

Ein kalter Windzug, der sogar einige Schneeflocken daher wirbelte, mahnte sie, an den gefährlichen Rückzug zu denken. Nachdem sie in aller Eile ein „Steinmannli“ errichtet hatten, traten sie den Rückweg über jene steile Felswand an. Eine Stelle war besonders schwierig. Glücklich war Madutz hinübergekommen; Heer aber vermochte längere Zeit die aus der glatten Felswand hervorstehende Kante mit dem Fusse nicht zu erreichen und schwebte eine Zeitlang in höchst unbehaglicher Lage über dem schauerlichen Abgrund. Endlich ging es. Sie schlugen jetzt einen andern Rückweg in mehr südlicher Richtung ein, der längere Zeit keine Schwierigkeiten bot, bis sie an eine Felswand gelangten, unterhalb welcher sie zwischen steilen Felsen ein sehr jähes, aber von keinen Felsabstürzen unterbrochenes Schneefeld bemerkten. Gern wären sie auf dasselbe hinabgestiegen; aber nirgends wollte sich eine Stelle zeigen, die das Hinabklettern ermöglicht hätte. Endlich entdeckten sie eine Schlucht, durch welche ein Bächlein in lustigen Sätzen in die Tiefe eilte. Obwohl sie voraus sahen, dass sie ganz durchnässt würden, kletterten sie durch diese Schlucht auf das Schneefeld hinunter und fuhren auf demselben im raschesten Tempo in die Tiefe. Ein Trupp Gemsen sprang laut pfeifend auseinander, als die beiden so unerwartet auf ihren Lagerplatz herabgefahren kamen. Weiter unten trafen sie den Laviner Ziegenhirten, mit dem sie ins Thal hinabzogen, wo sie in der Dämmerung ankamen, nachdem sie noch von einem Regenschauer durchnässt worden waren.

Die Kletterpartie auf den unwirtlichen Höhen des Piz Linard hatte ihre Kleider arg mitgenommen; deswegen machte die Wirtin von Lavin einige Schwierigkeiten, solchen zerlumpten Leuten Betten zu geben und wollte sie in den Stall verweisen. Doch gelang es Heer, ihr eine bessere Meinung von sich beizubringen.

Als am folgenden Morgen Heer mit dem Einlegen und Ordnen der gesammelten Pflanzen beschäftigt war, kam Madutz ganz entrüstet in seine Kammer und meldete ihm, die Laviner schelten ihn einen Lügner und Aufschneider, da er ihnen erzählt habe, dass sie gestern den Piz Linard erklommen haben; das lasse er

sich aber nicht gefallen. Heer beruhigte ihn und meinte, das Steinmannli werde es wohl ins Thal heruntermelden, dass sie droben gewesen; dasselbe müsse ja mit einem Fernrohr erblickt werden. Übrigens ging es Heer selbst nachher bei den Honoratioren des Dorfes nicht besser. Vor einiger Zeit hatten der Bruder des Landammanns Steiner und ein Gemsjäger von Guarda umsonst versucht, den Berg zu besteigen. Wie sollte da Fremden eine so schwierige Bergbesteigung gelungen sein! Auch hatte Heer die Fusseisen des Pfarrers Zoddrell nicht gefunden, die dieser einst droben sollte abgelegt haben. Als Heer aber später auf der Rückreise aus dem Unterengadin und Samnaun wieder durch Lavin kam, hatte das Steinmannli seine Pflicht gethan. Niemand zweifelte mehr daran, dass er wirklich auf der Höhe des Piz Linard gestanden. Es dauerte übrigens 13 Jahre, bis der Sohn des Landammann Steiner mit einigen Gemsjägern den Berg wieder bestieg. Seither ist er im Jahr 1858 von Hrn. J. J. Weilenmann und im Jahr 1864 von Hrn. Siber-Gysi erklommen worden.

Noch mühevoller und gefährlicher war eine Bergbesteigung, die Heer nur zehn Tage später mit einigen Begleitern unternahm. Es galt die Bezwingung des noch nie bestiegenen Bernina. Während jetzt alle Gipfel, die aus dem furchtbaren Eismeer des Berninagebirges emporsteigen, benannt und bestiegen worden sind, war dieses Gebirge in seinen höchsten Gipfeln damals noch völlig unbekannt. Nur Gemsjäger trieben sich auf demselben herum. Aber auch diese waren nicht über das Gebiet der Gemsweide emporgedrungen. Der bekannteste unter den Gemsjägern jener Zeit war Marchet Colani, der, damals 64 Jahre alt, die Reisegesellschaft begleitete, welche sich vorgenommen, die höchste Spitze des Gebirges, den jetzt Piz Bernina geheissenen Gipfel, zu besteigen. Von den Bernina Wirtshäusern aus wurde ein Tag dazu verwendet, den Berg zu rekognoszieren, um den besten Aufstieg zu jenem Gipfel zu erspähen. Die Meinungen über den besten Weg waren verschieden. Heers erfahrener Führer, Joh. Madutz, empfahl den Angriff von der Ostseite, während Colani kategorisch erklärte, der Berg sei nur von der Südseite aus zugänglich. Des letzteren Rat wurde befolgt. In der Nacht des 12. August brach man von den Bernina Wirtshäusern auf und voll freudigen Mutes, als gelte es eine neue Welt zu entdecken, stiegen die Reisenden, fünf Mann stark, zum Combrenagrat hinauf. Schon morgens um 7 Uhr war dieser 9040 Fuss

hohe Grat erreicht, an dessen Felsen noch das zierliche himmelblaue Eritrichium nanum, die hochrote Silene acaulis excapa, das seltene Phyteuma humilis und zwei Steinbrecharten (S. exarata und bryoides) blühten. Die vom Schneewasser durchtränkten Schutthalden schmückte das Gemsblümchen, das Gletscherhornkraut (Cerastium latifolium glaciale), ein Gras (Poa laxa flavescens) und die seltene Adenostyles leucophylla.

Vom Combrenagrat aus gelangten sie, den südlichen Abhang desselben hinabsteigend, auf den obern Berninagletscher, über den sie mehrere Stunden lang in südwestlicher Richtung hinwanderten, bis sie sein oberes Ende erreichten, wo er nach allen Seiten steil in die Felshörner hinaufstreicht. Sie befanden sich hier nach barometrischer Messung auf einer Höhe von 10,667 Fuss.

Es war sehr schwierig, hier vom Gletscher auf den Felsen zu gelangen. Eine breite Spalte musste übersprungen werden; dann stiegen sie an einem ungemein steilen vergletscherten Abhang hinauf, wo sie sich nur mit Mühe an den ins Eis eingehauenen Stufen halten konnten. Schon hatten sie auf diese Weise eine ziemlich grosse Strecke zurückgelegt, als Steine, welche die mittägliche Sonne vom Eise losgeschmolzen hatte, mit unglaublicher Schnelligkeit auf sie zustürzten. Alle bückten sich und hielten sich am Gletscher fest. Ein grosser Stein flog, wie eine Kanonenkugel pfeifend, an Heers Ohr vorbei; ein kleinerer zerschmetterte sein Barometer, das in seiner gebückten Lage ein wenig über seinen Kopf hervorragte. So schnell als es nur in dieser schlimmen Lage möglich war, eilten sie von dieser unheimlichen Stelle weg und entrannen so dem sichern Tod. Denn bald nachher stürzten dort so viele Felsstücke nieder, dass alle verloren gewesen wären, wenn sie länger daselbst verweilt hätten.

Sie suchten nun an einer andern Stelle die Felsen zu gewinnen, was ihnen auch glücklich gelang. Dort trafen sie mit den zwei Gefährten Fluri und Madutz zusammen, die auf einem andern Weg den Gletscher überschritten hatten, bei welchem Anlass Fluri über einen steilen Gletscherabhang herabgerutscht war und nur mit Mühe am Rand des Abgrundes an einem Felsstück sich halten konnte, während sein Stock in die Tiefe hinabstürzte.

Sie stiegen nun über die Felswände weiter empor, ohne zu wissen, ob sie auf diese Weise auf den Gipfel kommen können. Freudig begrüssten sie am Fuss eines Felsens eine kleine Quelle,

wo sie, in Folge der Anstrengung ganz erschöpft, neue Lebensgeister sammelten. Ein Bild grauser Zerstörung umgab sie. Aus dem öden Gestein strecken nur ein paar Pflänzlein, der Gletscherranunkel und die Saxifraga oppositifolia ihre Blüten hervor und in einer Felsenspalte lag ein ausgetrockneter Schneefink, der sich in diese Höhe verirrt und hier den Tod gefunden hatte. Die Totenstille ringsumher wurde nur dann und wann durch das dumpfe Krachen der berstenden Gletscher und durch herunterstürzende Steine unterbrochen. Unter ihnen lagen die ungeheuren blendend weissen Gletscher des obern Bernina und ganz tief, tief unten grüssten die lieblichen Seen des Berninathales herauf.

Geistig und körperlich gestärkt, brachen sie nach einiger Zeit wieder auf und erreichten endlich nach Überwindung vieler Schwierigkeiten die Höhe. Aber es war nicht die gesuchte höchste Berninaspitze; diese lag vielmehr in nordwestlicher Richtung in grosser Ferne. Es war der östliche Teil des Piz Palü, der nahezu 12,000 Fuss hoch ist, auf den sie geraten waren. Ohne auf der Höhe sich aufzuhalten, kletterten sie in westlicher Richtung noch eine Zeitlang über schauerliche Felswände hin. Hier wäre Heer beinahe verunglückt. Er wollte sich rücklings, an einem Felsstück sich haltend, auf einen aus der Wand hervorstehenden Felsabsatz hinablassen. Da weicht das Felsstück, an welches er sich anklammerte. Hätte nicht sein treuer Madutz, der jetzt stets in seiner Nähe war, ihn gehalten, so wäre er in die schauerliche Tiefe gestürzt, in welche jetzt nur sein Stock hinabfiel.

Da sie sich überzeugten, dass sie ihr Reiseziel, das dem höchsten Berninahorn galt, heute doch nicht mehr erreichen konnten, beschlossen sie den Rückzug. Zur Stärkung auf denselben legten sie sich erst eine Zeitlang auf eine Felsbank, um das erhabene Schauspiel zu geniessen, das der Blick auf den in der Tiefe liegenden Palügletscher und die den Horizont umkränzenden Berge des Veltlins darbot.

Um 2 Uhr brachen sie wieder auf und fanden nach langem Herumklettern in den Felswänden ein sogenanntes Kamin d. h. eine steile Felsschlucht, durch welche sie hoffen konnten, auf den Palügletscher herabzukommen. Colani wurde an ein Seil gebunden und herabgelassen, damit er Fussstapfen ins Eis einhaue. Von Zeit zu Zeit rückten die Übrigen nach, um von dort aus dieselbe Prozedur zu wiederholen. So kamen sie endlich

glücklich auf das ausgedehnte Eismeer hinab, dessen tiefe Spalten neue Gefahren drohten. Alle ans Seil gebunden, umgingen sie vorsichtig die grössern Spalten und übersprangen die kleinern und erreichten so nach einer langen Gletscherwanderung bei circa 9000 Fuss das trockene Land, wo wieder einige Pflänzlein ihr Auge erfreuten. Auf der Puschlaverseite noch etwa 1000 Fuss niedersteigend, lenkten sie in ein mit Schnee bedecktes Nebenthal ein und gelangten, einen ziemlich hohen Felsgrat übersteigend, auf den obern Berninagletscher, den sie bei der Dämmerung, wieder alle ans Seil gebunden, glücklich überschritten. Hell funkelten schon die Sterne am nächtlichen Himmel, als sie endlich bei den Bernina Wirtshäusern eintrafen.

Dort vernahm Heer von seinem Freund, Apotheker Bovelin, dass sie wahrscheinlich ans Ziel gelangt wären, wenn sie, statt Colani's Rat zu folgen, dem des Madutz gefolgt wären. Da aber Heer sein Barometer verloren hatte und sonst die Zeit zur Heimkehr drängte, wurde der Versuch, das höchste Berninahorn zu erreichen, nicht wiederholt. Heer mochte auch von Herzen Gott danken, dass er ihn auf diesen Alpenreisen aus so mancher Todesgefahr glücklich errettet hatte.

Hören wir zum Schluss noch, wie Heer sich über den Wert dieser Alpenreisen ausspricht: „Was haben mir diese Reisen genützt? Was ist's, worauf ich den höchsten Wert setze? Sind es die schönen Pflanzen, die nun wohl getrocknet vor mir liegen? Sind es diese Cryptogamen, diese Moose, Lichenen, Schwämme, die ich mühsam von so manchen Steinen losgeschlagen habe und die mir zu manchen interessanten Untersuchungen Stoff gaben? Oder sind es diese Käfer, welche, zum Teil noch unbekannt, zum Teil selten, ich auf beeiseten Höhen gesammelt habe? Sie gewähren mir gewiss hohe Freude; aber den höchsten Wert setze ich nicht auf sie. Auch nicht auf alle diese Steine, die ich von verschiedenen Bergen weggeschlagen und die mir zeigen, aus was für Bestandteilen unsere Gebirge gebildet und wie wunderbar sie über einander geschichtet sind. Alle diese Schätze überblicke ich zwar voll Freude. Allein dies alles, was in Schachteln sorgfältig gesammelt, vor mir steht, ist an und für sich nicht von so hohem Wert, sondern was mein Geist genossen und in sich aufgenommen, dies ist die Hauptsache. Die Eindrücke, welche die Natur auf mich gemacht, die durch ihre grossartigen Formen auf einsamen Gletschern mich durchschauerte, die Gefühle, welche

auf den Spitzen dieser Riesen der Alpenwelt mein Innerstes durchstürmten und meinen Geist hoch über alles Irdische emportrugen hinauf zu einer geistigen, höhern Welt: diese sind es vorzüglich und ihre Wirkung auf mein ganzes gemütliches und geistiges Leben, was ich als den vorzüglichsten Schatz, den ich erworben, ansehe. Dort hoch über den Wolken und den Wohnungen der sterblichen Menschen, dort in der hehren Stille und Einsamkeit der grossartigen Natur: dort erhebt sich unser Geist ganz vorzüglich gern und innig zum Wesen aller Wesen empor, dessen allmächtiges Walten uns hier alles Irdische vergessen lässt."

Mit diesen Alpenreisen Heers haben wir freilich, wie schon oben bemerkt wurde, dem Gang seines Lebens um einige Jahre vorgegriffen. Kehren wir jetzt wieder in das stille Kleinthal zurück, wo Heer im Umgang mit der Natur und seinem Vater geistliche Aushülfe leistend, seine geschwächte Gesundheit befestigt. Der Vater war froh, seinen Sohn um sich zu haben und sah mit Freude, wie seine Kräfte leiblich und geistig zunahmen. Daher drängte er ihn zu keiner schnellen Entscheidung in einer Berufswahl. Seit einiger Zeit war davon die Rede gewesen, bei Herrn Escher-Zollikofer in Zürich eine Stelle anzunehmen zum Zweck, die reichhaltigen Insektensammlungen dieses Herrn wissenschaftlich zu ordnen. Allein die Sache scheint einige Zeit keine feste Gestalt angenommen zu haben.

Seit dem 27. Dezember 1831 hatte Heer angefangen, eine Art Tagebuch zu führen, worin er alles, was ihn geistig bewegte, eintrug und das uns den vollkommensten Einblick in sein Denken, Fühlen und Streben in jenen Jahren thun lässt. Wie wenig er damals auf eine Versetzung nach Zürich rechnete und wie schnell sich auch hier der Knoten schürzte, dies bezeugen zwei interessante Einträge in jenem Tagebuch.

Er beginnt dasselbe am 27. Dezember mit folgenden Bemerkungen über seinen Lebenszweck: „Das Endziel alles meines Strebens, worauf mein ganzes Denken und Thun sich hinrichtet, ist: recht viele meiner Mitmenschen über diese irdischen und vergänglichen Dinge zu erheben zum Ewigen, ihr ganzes Leben nach dem Bilde des Ideals der Menschheit umzuschaffen, die Seelen recht vieler zu erleuchten, zu veredeln und zu ewigen, seligen Kindern des Reiches Gottes heranzubilden. Die Sonne, die mich auf diesem schwierigen Pfad erleuchten und erwärmen,

stärken und veredeln soll, die mir die Liebe zu meinen Brüdern bei allem Undank und aller Verkennung, die bei der Verderbnis der Menschen mich notwendig treffen werden, stets erhält, die mich jetzt und immer umstrahlet, sei mein Erlöser. Zu Dir, o Gott, erhebe ich mein Herz. Du wirst mich nicht verlassen; denn allen, die Dein Reich befördern wollen, bist Du mit Deiner Hülfe nah. Verleihe mir Deinen heiligen Geist, dass er mich stets umschwebe und stärke, damit nie irdische Dinge und irdische Rücksichten mich von diesem hohen Ziel abführen. Ja, Dir gelobe ich es aufs feierlichste, diesem Zweck allein zu leben und ihm, wenn es Dein Wille ist, zu sterben.

„Alle meine jetzige Zeit will ich weislich dazu benutzen, um mich zu diesem hohen Wirken vorzubereiten. Ich werde mich dazu zu befähigen suchen 1) durch den Umgang mit dem Volk. Erst wenn man das Volk kennt mit seinen Ideen und Irrtümern, kann man wohlthätig auf dasselbe einwirken und auf dem Guten, das vorhanden ist, weiterbauen oder das Schlimme niederreissen. Dazu gehört 2) ein fleissiges Bibelstudium; recht oft will ich aus dieser göttlichen Quelle schöpfen. Dazu gehört 3) ein sorgfältiges Nachdenken über die Mittel der Volksveredlung. Da der Hauptzweck ist, ihr Herz so zu bilden, dass es auf Erden schon im Himmel lebt, so ist das Hauptaugenmerk auf das Geistliche hinzurichten. Da aber Armut und ähnliche Nöte leicht vom Geistlichen abziehen und die Erhöhung der Kultur auch eine Erhöhung des geistlichen Lebens zu bewirken vermag, so werde ich alle meine Kräfte daran setzen, auch die irdische Lage meiner Brüder zu verbessern. Besondere Berücksichtigung verdient hier *a)* der Plattenberg (Bearbeitung desselben, Flaschenzüge, bessere Verwaltung, Kasse u. s. w.), *b)* das Eindämmen des Sernftes, *c)* bessere Benutzung der Wälder.

„Um aber solche Werke beginnen zu können, muss ich selbst zuerst die Liebe und das Zutrauen mir vollkommen erworben haben. Dieses mir zu erwerben, werde ich mit allem Eifer bestrebt sein, sowohl dadurch, dass ich, wo immer ich kann, mit Rat und That mich hülfreich erweise, als besonders auch dadurch, dass ich durch meinen Wandel nirgends Anstoss gebe.“

Das waren die Gedanken und Absichten, die damals das Herz des künftigen Seelsorgers erfüllten. Da kam an demselben Tag, an dem obiges geschrieben worden war, ein Brief von Zürich, der dem Schicksal Heers eine andere Wendung gab.

Heer schreibt hierüber am 28. Dezember: „Gestern abend erhielt ich von Herrn Escher-Zollikofer einen lieben Brief, der mich nun bestimmt hat, nach Zürich zu gehen. Das, was ich gestern niedergeschrieben, bleibt dennoch ganz in Kraft. Denn, wenn ich mich einstweilen auch vorzüglich mit Naturwissenschaften beschäftigen werde, so sollen doch auch sie mich auf meinen höchsten Lebenszweck vorbereiten. Es giebt verschiedene Wege zu Gott, und die mit religiösem Auge angeschaute Natur ist keiner der längsten. Mag nun einst Matt oder ein anderer Pfarrort mein Wirkungskreis werden, oder mag mir eine naturwissenschaftliche Laufbahn beschieden sein, überall und immerdar soll mein Hauptzweck mir vorschweben, Dein Reich, o Gott, zu fördern, sei es, dass ich meinen Brüdern die göttliche Quelle der Bibel eröffne, oder sie aus dem herrlichen Bache der Natur trinken lasse.“

Nachdem Heer noch am 8. Januar über die Vergänglichkeit aller irdischen Güter gepredigt hatte, brach er am Nachmittag desselben Tages auf und reiste, in Glarus, Mollis und Wädensweil sich aufhaltend, nach Zürich, wo er am 12. Januar ankam. Dort sollte sich sein Geschick entscheiden.

Achtes Kapitel.

Die Entscheidung.

Schon zur Zeit, da Heer noch bei seinem Vater in Matt die heimatlichen Berge durchstöberte, war er flüchtig mit Herrn Heinrich Escher-Zollikofer bekannt geworden. Mit Staunen hatte er damals einen kurzen Blick auf dessen reichhaltige Insektensammlung geworfen und ihm auch eine Kollektion von seltenen Alpenschmetterlingen (Hipparchien) abgetreten. Nach seiner Rückkehr von Halle war der Verkehr wieder angeknüpft worden. Es waren zunächst mehr geschäftliche Angelegenheiten, welche den Gegenstand ihrer Korrespondenz bildeten, wie Austausch von Insekten, Lieferung von Alpenpflanzen mit schönen Blüten, von Alpenhumuserde zu deren Anpflanzung, Samen von Alpenpflanzen u. dgl. Dinge.

Durch diese Korrespondenz mochte aber Herr Escher auf den Gedanken kommen, dass dieser junge, auf dem Gebiet der Entomologie äusserst kenntnisreiche Mann die geeignete Persönlichkeit sein dürfte, seine grossen, aber noch nicht wissenschaftlich klassifizierten Sammlungen zu ordnen und zu katalogisieren. Es ging aber einige Zeit, bis Herr Escher eine bestimmte Offerte an Heer richtete. Auch als Heer am 12. Januar 1832 bei Herrn Escher eintrat, waren noch keine festen Bedingungen vereinbart, sondern man wollte erst sehen, wie man sich gegenseitig anziehe. Die Reise nach Zürich war für Heer nicht gerade ermutigend. Hören wir, wie Heer selbst seines Einzugs im Belvoir 50 Jahre hernach in einem Briefe an Dr. Alfred Escher gedachte. „Am 11. Januar 1832 wanderte ein Kandidatus Theologiæ zu Fusse von Mollis, wo er übernachtet hatte, nach Wädensweil. Es war ein rauher Wintertag; die Strasse war nass und kotig, der Himmel von Wolken umhangen, die zeitenweise Schnee und Regen in recht unanmutiger Mischung auf die Erde hinabsandten. Dessenungeachtet zog der Wanderer fröhlichen Mutes seine Strasse; er hatte seine Familie, die in einem abgelegenen Bergthal wohnte, verlassen, um einem Rufe nach Zürich zu folgen und dort für einige Zeit naturhistorischen Studien obzuliegen. Dieser Gedanke lag wie ein Feuerfunke in seinem Geiste und erwärmte ihn, so dass dadurch der Abschied von den Seinigen, an denen er mit inniger Liebe hing, erleichtert wurde und er auch das Ungemach des rauhen Wintertages leicht ertrug. — Am nächsten frühen Morgen nahm er von Wädensweil die Post nach Zürich und langte schon um 8 Uhr im Belvoir an. Es war ihm bange zu Mute. Er hatte seine ganze Jugendzeit in den Bergen zugebracht, und wenn auch das Studentenleben die rauhesten Ecken seines Wesens abgehobelt hatte, war er sich doch wohl bewusst, dass ihm die feineren Lebengewohnheiten des Städters fehlen, und so seine äussere Erscheinung leicht Anstoss erregen könne. Als er ins Haus trat, sprang ihm ein freundlicher Knabe entgegen und nahm ihm das Reisebarometer ab, das er auf dem Rücken trug, und ein munteres Mädchen sah neugierig durch die Spalte der Thüre, um den neuen Ankömmling zu begrüssen. Bald erschienen auch die Eltern der Kinder und nahmen den Fremdling so freundlich auf, dass alsbald alle seine Besorgnisse verschwanden.“

Heer erhielt im Lehenhaus eine sehr hübsche Wohnung

angewiesen, während er bei Tisch mit der Familie vereinigt war. Herr Escher und seine Familie gewannen denn auch bald den neuen Hausgenossen seines bescheidenen und gediegenen Wesens wegen lieb; für Heer hinwieder wurde Belvoir durch die Freundlichkeit seiner Bewohner zur zweiten Heimat, wo er $6^1/_2$ glückliche Jahre verlebte.

Nach wenigen Wochen wurde das Verhältnis mit Herrn Escher vertraglich geordnet. Welche Wonne war es jetzt für Heer, sich ganz seinem Lieblingsstudium widmen zu können. Hören wir, was Heer seinem Vater hierüber schreibt: „Herr Escher hat eine prächtige Sammlung und eine herrliche Bibliothek. Diese Zeit des Ordnens ist für mich ungemein bildend; denn es ist keineswegs etwa nur ein geisttötendes Zusammenstecken von Insekten, sondern mit diesem Ordnen werden viele genaue Untersuchungen verbunden ganz unabhängig von dem, was wir schon haben. An einem solchen Ort kann man sich wirklich trefflich in die Entomologie hineinarbeiten; nur dafür muss ich sorgen, dass die unendliche Zahl von Käfern, welche neben, über und unter mir sind, mich nicht noch selbst zum Käfer machen.“

Dass Heer kein „Bücherwurm“ wurde und über seinen Insekten sich selbst nicht verlor, dafür sorgte der anregende Verkehr mit der Familie seines Prinzipals. Herr Escher selbst, der weit in der Welt herumgekommen war, der während der ersten französischen Revolution in Paris gewesen und sich 11 Jahre lang in Amerika aufgehalten hatte, war ein höchst belehrender und interessanter Gesellschafter. Dazu kam, dass am Familientisch oft andere bedeutende Männer als Gäste erschienen, die durch ihre Unterhaltung Heers Gesichtskreis erweiterten und auch seine gesellschaftlichen Anlagen entwickelten.

Auch ausserhalb von Belvoir wurde er mit manchen trefflichen Männern bekannt, die höchst wohlthätig auf seine geistige Entwicklung einwirkten. Hier ist in erster Linie Herr Diakon Fäsy am St. Peter zu nennen. Regelmässig besuchte Heer dessen Predigten und sehr häufig auch dessen Samstagabendgottesdienste. Die oft mehrere Seiten umfassenden Aufzeichnungen über diese Vorträge in Heers Tagebuch beweisen, welch ein aufmerksamer Zuhörer er da und dort war. Öfter wurde er auch auf den Abend in das Haus dieses trefflichen Mannes eingeladen, wo gebend und empfangend im geistigen Verkehr mit ihm und seinem Bruder Professor Fäsy, die Stunden schnell dahinflogen. In den wich-

tigsten Lebensentscheidungen war Helfer Fäsy Heers treuer und wohlmeinender Berater.

Selbstverständlicherweise beteiligte Heer sich auch an den Vereinigungen zur Pflege der Naturwissenschaften, und zwar geschah dies bald nicht nur hörend, sondern auch redend. Mitteilungen aus seinen bisherigen Alpenreisen, eine Untersuchung über den roten Schnee der höhern Alpen waren die Débuts seiner Thätigkeit in der sogenannten physikalischen (später hiess sie gewöhnlich naturforschende) Gesellschaft. Dort wurde er mit vielen bedeutenden Männern Zürichs bekannt. Ausser seinem früheren väterlichen Freund Regierungsrat Hegetschweiler trat er jetzt namentlich mit Hofrat Horner in Verbindung, der ihn öfters einlud und auf jegliche Weise in seinen naturwissenschaftlichen Studien förderte. Ferner nennt er die Chorherren Hirzel und Schinz und den Geographen Regierungsrat G. Meyer von Knonau, mit denen er durch die naturforschende Gesellschaft näher bekannt wurde. Waren dies Männer in reiferen Jahren, zu denen Heer mit Verehrung emporschaute, so verband er sich jetzt mit einigen gleichalterigen Genossen zu gemeinsamem Streben. Besonders wurde jetzt die frühere flüchtige Bekanntschaft mit Arnold Escher von der Linth zum engsten Freundschaftsbund, der auf manchem gemeinsamen Ausflug in die nähere und fernere Umgebung sich befestigte. Auch Julius Fröbel schloss sich an diesen Bund an. In der Gemeinschaft mit letzterem betrat Heer zuerst die schriftstellerische Laufbahn. Im Jahr 1834 erschien das I. Heft der Mitteilungen aus dem Gebiete der theoretischen Erdkunde, herausgegeben von J. Fröbel und Oswald Heer.

Es war eine überaus glückliche Zeit, in der Heer damals leben durfte, die so ganz seinem innersten Streben zusagte. „Nur Eines, schrieb er seinem Vater, könnte mein Glück stören; das ist die leidige Politik.“ Vergessen wir nicht, dass es der Anfang der Dreissigerjahre war, wo die neue liberale Ära im Durchbrechen war. Solch eine Zeit erhitzt die Gemüter, besonders wenn hüben und drüben nicht immer die wünschbare sachliche Ruhe herrscht, sondern persönliches Interesse vorwiegt und schlimme Leidenschaftlichkeit erzeugt. Häufig klagt Heer in seinen Briefen über den leidenschaftlichen Ton, der auf beiden Seiten herrsche und meint, dass hier der, welcher schweige, den besten Teil ergreife. Ja selbst das intime Verhältnis zu seinem

Prinzipal, schreibt Heer, könnte, wenn durch etwas, so durch die Politik getrübt werden. Herr Escher war durch seine Lebensschicksale und seine sociale Stellung zu streng aristokratischen Überzeugungen gekommen; Heer aber verleugnete seine demokratische Heimat und die demokratische Erziehung im Elternhaus nicht und sympathisierte aufs lebhafteste mit einer volkstümlicheren Gestaltung des zürcherischen Staatswesens. Um so mehr beklagte er im Interesse der Sache des Volkes alle Ausschreitungen, welche sich jene Partei zu Schulden kommen liess. Die weise Zurückhaltung Heers von Dingen, die ihn als Glarner nichts angingen, störte aber das freundschaftliche Einverständnis mit der Escherschen Familie nicht, und die Verschiedenheit der politischen Überzeugung belebte vielmehr das Gespräch im Familienkreis aufs angenehmste.

Doch hören wir, wie Heer über diesen Punkt sein Herz seinem treuen Vater aufschliesst. Er schreibt am Sechseläuten 1832 folgendes: „Statt in die Stadt zu gehen und die dortigen Festlichkeiten zu besehen, setze ich mich an meinen stillen Schreibtisch und mein Geist durchmisst die Räume, die uns jetzt trennen und weilt in Euerer Nähe. Mit einer Art von Wehmut gedenke ich jetzt oft Euer, meine Lieben. Das menschliche Gemüt ist ein gar wunderlich Ding, ein stetes Wechseln zwischen Hoffen und Fürchten. Meine Gegenwart ist schön in jeder Beziehung. Allein die Zukunft macht mir oft Sorgen und trübt mir der Gegenwart Freuden. Ich darf wohl sagen, ich benutze die schnell dahinfliehende Zeit so gut als möglich. Allein dennoch bleibt mir für die Theologie viel zu wenig Zeit und ich bemerke mit Kummer, wie ich in derselben zurückbleibe.

„Gar traurig stimmt mich zudem oft die Politik, indem ich sehe, wie überall schreckliche Leidenschaft herrscht, greuliches Schimpfen und Toben, so dass ich mich oft heraus wünschen möchte aus einer Welt voll Irrtums, Verblendung und Jammers. Wenn ich in stillen Stunden nachdenke über das Thun und Treiben der Menschen, o so wandelt mich eine Art von Heimweh an, ein Sehnen nach euerem ruhigen, stillen Thale; dann möchte ich beinahe wünschen, ich wäre noch bei Euch, mein teurer Vater, dort am Tische meine Predigt ausdenkend, oder im Studierzimmer auf- und abgehend, mit Euch plaudernd. Ach wie wohl ist dem Menschen, wenn er von lauter Wesen umgeben ist, mit denen

ihn die innigste Liebe verbindet. Liebe zieht den Himmel auf die Erde hernieder.

„Wenn jener gemütliche Druck auf mich kommt, so sage ich mir, dass wir schwache, sündliche Menschen nichts Vollkommenes auf Erden finden können. Darum soll aber nicht Trauer und Unzufriedenheit sich seines Gemütes bemächtigen; nein, stets dem Allgütigen dankend für das, was er hat und geniesst, soll er im Aufblick zu ihm der Gegenwart froh werden und das Vertrauen zu seiner Vaterhuld soll ihm auch die unbekannte, dunkle Zukunft erhellen. Oft wird das freudige Gefühl in mir so stark, dass ich jenes wehmütige Gefühl als Schwäche, als Feigheit betrachte. Ich denke dann: du siehst das Leben durch eine trübe Brille an und zeigst zu wenig Kraft, dich durch dasselbe hindurch zu arbeiten. Ja wohl hätte ich zu wenig Kraft, wäre ich allein der Leiter meines Schiffleins, und bald würde es stranden und scheitern. Allein ich habe mich fest angeschlossen an den, der es sicher durch das Brausen und Toben der Wellen hindurchführt und zu sich hinauf leitet. Kennte ich keinen Vater dort oben, so würde ich verzweifeln — aber ich kenne ihn, ich liebe ihn, ich sehne mich nach ihm; darum fürchte ich mich nicht zu leben. Mögen die Stürme hinieden noch so arg toben, ich habe meinen Anker ausgeworfen in jene andere Welt und dieser zieht mich in sie hinüber.“

Wenn Heer in diesem Brief klagt, dass er bei seiner jetzigen Beschäftigung von der Theologie etwas abkomme, seinen religiösen Sinn hat ihm die Naturwissenschaft nicht genommen. Dies ergibt sich in schönster Weise aus den ergreifenden religiösen Herzensergüssen, denen wir in seinen vertrauten Briefen und in seinem Tagebuch begegnen.

Er schreibt seinem Vater über seine Tageseinteilung folgendes: „Morgens um 5 Uhr stehe ich auf und nehme dann mein griechisches Neues Testament zu Hand und lese daraus ein Stück. Den Römerbrief habe ich vollendet und wende ich mich jetzt zum Evangelium Johannis. Aber auch die Beschäftigung mit der Natur zieht mich von Gott nicht ab; es gibt verschiedene Wege, die zum höchsten Licht führen. Es kommt nur darauf an, dass der Wanderer seine Kräfte aus lauterer Quelle schöpfe. Schöpft er sie aus Gott, dann gibt Er ihm nie schwindende, ewige Kräfte. Diese Kraft nun können wir schöpfen aus dem in der Bibel g e o f f e n b a r t e n Gott oder aus dem in der Natur und im Menschenleben stets

neu sich offenbarenden Gott. Wenn ich auch durch meine jetzige Beschäftigung von der Theologie etwas abkommen sollte, von der Bahn des Lebens komme ich nimmermehr ab. Nein, nur um so tiefer schöpfe ich nun aus jener unversieglichen, ewig frischen Quelle der Natur Kraft und Stärke fürs ewige Leben. Wenn ich die Natur tiefer beschaue, mich in sie versenke und durch die äusserlichen Formen hindurchdringe zum inneren, lebendigen Geist, bringt dies oft eine solche Stimmung in mir hervor, dass Thränen meinen Augen entrinnen und überschwängliches Wonnegefühl mein ganzes Ich durchströmt. O, möchten dieser Wonnestunden, dieser Lichtblicke meines Lebens recht viele werden; dann würde wahrhaft mein sinnliches Ich absterben und ich würde allein meinem Gotte leben. Denn stets bleiben diese Gefühle nicht blosse Gefühle, sondern suchen zur That zu werden. Dieses Gottesgefühl, fürwahr, halte ich für die Quelle alles Guten, für die innerste Quelle aller Religion und Sittlichkeit.

„Ganz dieselben Gefühle bringt in mir das Lesen der heiligen Schrift hervor. So oft ich auch den Römerbrief schon gelesen habe, dennoch sprudelt mir immer neues Leben, neuer Geist aus ihm entgegen. So vieles wird mir klarer, und neue Gedanken werden in mir angeregt, die früher gar nicht da waren. Wie ergreifen seine göttlichen Worte so tief mein innerstes Gefühl und bringen in mir bald eine ungemein wehmütige Stimmung hervor, indem wir durch sie unserer Sündhaftigkeit tief bewusst werden, bald aber auch eine freudige, indem er uns zeigt, wie wir durch gänzliche Aufnahme Christi in uns hier auf Erden schon im Himmel leben und dort einst ewig mit ihm vereinigt werden. Wie befriedigt er auch unsern Verstand, indem auch unser tieferes Denken, das nicht einseitig nur an Einem kleben bleibt, zu denselben Resultaten führt.

„Diese Einwirkungen der h. Schrift und der Natur auf mein innerstes Gemüt sind mir nicht nur die sichersten Beweise, dass ein Vater über uns allen walte und dass mein Sein ein ewiges sei, sondern sie beweisen mir auch, dass Bibel und Natur im innigsten Einklang mit einander stehen, dass das, was Gott in der Schrift uns geoffenbaret hat und was er jetzt alle Augenblicke vor unsern Augen offenbart, unversiegliche Quellen des Lebens seien für jeden geweiheten Menschen, dass beide Hand in Hand uns zum Vater dort oben führen.

„Darum werde ich nie weder die eine, noch die andere ver-

lassen. Nein! wenn auch die Natur es wäre, auf die ich mein Leben lang all mein Sinnen und Denken hinrichten würde, so würde ich doch nie und nimmermehr die andere heilige Quelle unbenutzt fliessen lassen. Nein recht oft werde ich mich, besonders wenn meine Schritte unter der Last des Lebens zu wanken beginnen, hinsetzen an jenen Born und aus ihm neuen Mut und neue Kraft schöpfen. Sollte umgekehrt meine Lebensaufgabe werden, meine Mitmenschen zum Worte Gottes hinzuführen, so werde ich dennoch meine liebe Natur nie fahren lassen, sondern recht oft horchen, wie sie mir mit leisem Lispeln Gottes Macht, Weisheit und Güte offenbart."

Wie ernst Heer es mit der Selbstzucht nahm und wie tief er sich demütigte vor seinem Gott und aus seiner Fülle Gnade und Kraft erflehte, davon legt sein geheimes Tagebuch mit seinen Selbstprüfungen und Gebeten ein ergreifendes Zeugnis ab. Die Pietät verbietet es, diese Aufzeichnungen vor die Öffentlichkeit zu bringen, obwohl sie erst die tiefsten Wurzeln seiner wahrhaft frommen und geweihten Persönlichkeit erkennen lassen. Nur einiges Wenige möge zu seiner Charakterisierung hier folgen.

Er schreibt: „Diese Zeit her habe ich ziemlich viel mit Ehrgeiz und Ruhmsucht zu kämpfen. Sie wollen sich je länger je mehr als Leiter meines Innern aufdrängen. — Weg mit euch! Ich brauche euch nicht zu Treibern. Nicht nach eitlem, vergänglichem Ruhm der Menschen trachte ich, sondern nach dem unvergänglichen in Gott schaue ich aus. Wird mir von Menschen Ruhm zu teil, so danke ich Gott und preise seinen allheiligen Namen, dass er mir Gnade verliehen hat auf Erden etwas Gutes zu wirken. So wird dann der Ruhm mir bleiben, Gott immer näher zu kommen, ihm ganz anzuhangen und sein Kind zu sein."

„Hinsichtlich der mich umgebenden Menschenwelt muss ich einen bestimmten Charakter annehmen und diesem stets konsequent bleiben. Bis jetzt war viel zu wenig Bestimmtheit in mir. Ein Ziel, ein Ideal muss mir stets vorschweben und zwar das Ideal der völligen Harmonie meines inneren, geistigen Lebens mit Gott, das Ideal moralischer Vollkommenheit. Dieses Ideal ist in der Sinnenwelt erschienen in Christo, und sein Bild soll mir daher stets vorschweben als das Endziel alles meines

Strebens. Diese Hoffnung tröstet mich unendlich, dass je mehr Christus in mir sich gestaltet, mein Sein geheiligt werde.“

Ein Zeugnis seiner ebenso phantasievollen als tiefsinnigen Naturanschauung bieten folgende Worte: „Welch' herrlicher Maienabend! Behaglich sitze ich unter dem Nussbaum, dessen herabhängende Blüten einige Käferlein umschwirren. Dort benagt in aller Stille ein Räuplein ein Blatt, und die emsigen Bienen, schon auf dem Heimweg begriffen, umsumsen die lieben Blumen, von denen sie für heute Abschied nehmen. Lustig ihres kurzen Lebens sich freuend, tanzen einige Mücken in der Luft herum. Wie herrlich ist der Blick zum Himmel. Seine Bläue durchschwimmen still wenige Wolken. Leise nur lispeln die Winde und kühlen die grosse Hitze. Vom See her ertönen die Stimmen der Menschen in fröhlichen Liedern, mit denen wunderbar das Abendlied der Vöglein aus den grünen Laubästen zusammenklingt. Aus der Stadt her aber tönt dumpf das Getöse der thätigen Menschen.

„Langsam steigt die Nacht aus der Dämmerung Schoss, und je mehr sie die äussern Dinge verhüllt, um so mehr nimmt auch der Lärm ab, und Ruhe kommt über das geschäftige Treiben der Menschen. Alles löst sich schliesslich in ein dumpfes, verworrenes Getöse auf. Da ertönen vom fernen Kirchturm feierlich die Abendglocken, und wunderbar ergreift ihr Klang das Gemüt und zieht es himmelwärts. Dort oben am Himmelszelt aber erglänzt, ganz schwach zuerst, ein Sternlein und flimmert auf die Erde hernieder. Hinauf zu diesem fliegt mein Geist und eilt von Stern zu Stern, von Welt zu Welten. Und herab steigt er wieder auf die Erde, betrachtet alle Erscheinungen daselbst, blickt hinein in sich selbst, und inhaltsschwere Fragen drängen sich ihm auf: Was seit ihr denn eigentlich, ihr Menschen, ihr Tiere, ihr Bäume, ihr Kräuter? Seit ihr nur ein Schein ohne Wirklichkeit, ein Schatten, der bald in sein Nichts sich auflöst? Nein, nein! kein Schein, aber eine Erscheinung seit ihr, eine Erscheinung des Ewigen im Irdischen und Vergänglichen. Und was bin Ich, das unbedeutende Pünktlein im endlosen Weltall? Bin ich nichts anderes, als ein durch notwendige Naturursachen bewegtes Wesen, Staub, den ein inwohnendes Naturgesetz bestimmt? Nein, nein!

ein freies Wesen bin ich. Gerade das, dass ich die Natur durchschauen, dass ich mich bis zum Schöpfer emporschwingen kann, ist mir ein Beweis von meinem höheren göttlichen Sein."

Aus diesem fleissigen Arbeiten wurde Heer im Mai 1832 durch seinen Vater für einige Tage abgerufen. Dieser wünschte, dass sein Sohn bei Gelegenheit der Versammlung der Glarner Kirchensynode sich ins Ministerium aufnehmen lasse. Bei diesem Anlass hatte Heer die Freude, die lieben Seinigen wieder zu sehen. Freudig kehrte Heer aber auch wieder zu seinen naturwissenschaftlichen Studien nach Zürich zurück, wo die Arbeit so gefördert wurde, dass bis zum Herbst jenes Jahres die europäische Abteilung der Sammlung geordnet war.

Da sollte Heer auf das schmerzlichste an die Zwiespältigkeit seiner bisherigen Lebensführung erinnert werden. Er erhielt nämlich im Oktober 1832 eine Anfrage, ob er nicht die zweite Pfarrstelle der Gemeinde Schwanden annähme. Im August war der bisherige Inhaber der Stelle, Heers Freund und Schulkamerad im Pfarrhaus zu Matt, J. Tschudy, an der Auszehrung gestorben. Da richteten sich die Blicke des angesehensten Mannes der Gemeinde, des Ratsherrn und nachmaligen Nationalrates Peter Jenny auf Heer und er fragte dessen Vater, seinen ehemaligen Lehrer in Matt, an, ob sein Sohn nicht geneigt wäre, eine Probepredigt zu halten und sich für die Stelle zu melden. Der Vater schickte diesen Brief seinem Sohn und machte ihn auf mancherlei Vorzüge dieser Stelle aufmerksam.

Heer, urplötzlich vor solch' einen Scheideweg gestellt, der seinem Leben eine bestimmte Richtung geben sollte, kam dadurch begreiflicherweise nicht wenig in Unruhe. Sein Tagebuch legt davon Zeugnis ab. „O armer, armer Mensch, schrieb er dort am 13. Oktober, dass du so wenig zu durchdringen vermagst der Zukunft Dunkel, so wenig weisst, was am meisten dein wahres, ewiges Wohl fördert. Da stehst du an einem Scheidewege. Zwar gehen beide in der Hauptsache nicht auseinander; es führt mich keiner von meinem höchsten Lebensziel ab. Aber sie gehen nach verschiedener Richtung. Welchen soll ich wählen und wandern? Rücksichtslos denjenigen, auf welchem ich am besten mein eigenes Ich zu vervollkommnen im Stande bin und meinem Ideal am

meisten mich nähern kann, wo ich auf die beste Weise auch meine Mitmenschen für dasselbe zu begeistern und zum höchsten Ziel hinaufzuziehen vermag. Allein welchen Weg muss ich nun zu solchem Zweck einschlagen? O Gott, welchen? Werde ich Pfarrer von Schwanden, so habe ich allerdings hier den besten Anlass, auf recht viele meiner Brüder zu wirken. Allein ist mir auch die nötige Kraft dazu verliehen von oben? Wenn ich nur die äusserlichen Dinge betrachte, so wäre allerdings meine Zukunft auf diese Weise sicher gestellt. Ungewiss ist dagegen meine Bahn, auf der ich jetzt wandle, und wohin sie führet, weiss ich nicht. Ich habe herrliche Gelegenheit, mich selbst hier auszubilden auf mannigfache Weise, und ich werde mit den Naturwissenschaften stets besser bekannt. Allein wozu hilft mir dies alles? Habe ich einige Jahre so gelebt, so muss ich doch wieder zur Theologie zurückkehren, welche ich jetzt allzusehr vernachlässige."

In diesen Tagen einer wichtigen Lebensentscheidung kam der Vater persönlich von Matt nach Zürich, um mündlich die Sache zu besprechen. Das Für und Wider wurde ernstlich erörtert. Schwer fiel ins Gewicht, dass die Schwander Kirche als eine solche galt, in der schwer zu predigen und dass zudem die Gemeinde an einen lauten Vortrag gewöhnt sei. Würden nicht die gehaltvollsten Vorträge wegen des schwachen Organs gering geschätzt werden? Würde Heers Brust eine solche Anstrengung auf die Länge aushalten? War nicht der frühe Tod von Freund Tschudy eine deutliche Warnung?

Hinwieder war Schwanden in mehrfacher Beziehung eine anziehende Gemeinde. Wie angenehm, dem Vater in Matt so nahe zu sein, um Rat und That sich bei ihm zu erbitten oder ihm Hülfe zu gewähren. Welch' eine reiche Wirksamkeit in Kirche und Schule that sich einem pflichtgetreuen Mann in dieser grössten Gemeinde des Kantons auf. Wie einladend war der Gedanke, in Schwanden eine gesicherte Existenz für die Zukunft zu haben!

Aber was musste Heer anderseits dran geben, wenn er solchem Ruf folgte? Wie glücklich fühlte er sich doch gegenwärtig in seinen naturwissenschaftlichen Studien, wie glücklich durch die Liebe und Freundschaft der Escher'schen Familie. War es nicht undankbar, diesen Mann zu verlassen, nachdem der Zweck seiner Berufung nur zur Hälfte erfüllt war? Ja, leuchtete

nicht auch hier ihm, was die Zukunft betraf, ein Lichtlein? War es doch in diesen Tagen entschieden worden, dass der Kanton Zürich eine Universität bekommen sollte, und Regierungsrat Hegetschweiler, dieser treue Freund Heers, hatte Hoffnung gemacht, dass er die Stelle eines botanischen Assistenten an der neu zu gründenden Anstalt bekommen werde. Aber freilich wie unsicher war diese Hoffnung! wie dunkel die Zukunft!

Heer wandte sich jetzt an seinen Prinzipal, indem er ihm brieflich die ganze Angelegenheit mitteilte und auch kein Hehl machte aus seiner qualvollen Ungewissheit .... „Auf der einen Seite schmerzt es mich gar sehr, Sie und die lieben Ihrigen zu verlassen und die mir so angenehme Arbeit mit einer viel schwierigern zu vertauschen. Auf der andern Seite würde es mir wehe thun, eine so grosse Gemeinde, die, ich weiss nicht warum, einiges Zutrauen zu mir Schwachem zu haben scheint, von mir zu stossen, da sich hier ein zwar mühevoller, aber auch — wie ich zu Gott hoffe — segensreicher Wirkungskreis vor mir aufthäte.“

Die Antwort von Hrn. Escher bezeugt die reiche Lebenserfahrung und tiefe Menschenkenntnis dieses Mannes. Er bemerkt, dass er alle persönlichen Wünsche unterdrücken und nur als treuer Freund ihm raten wolle. Gewiss werde Heer mit seinen gründlichen Kenntnissen, unermüdlichem Fleiss und seinem trefflichen Herzen sowohl in der geistlichen, als in der naturwissenschaftlichen Laufbahn Bedeutsames wirken. Aber viel grösser sei der Wirkungskreis eines Naturforschers, der gleichsam der ganzen gebildeten Welt angehöre, als derjenige eines Geistlichen, der auf seine Gemeinde und seinen Kanton beschränkt sei. Wolle er hier seine Pflichten recht erfüllen, so bleibe ihm keine Zeit mehr zu eigentlich wissenschaftlicher Thätigkeit. Bei der ausserordentlichen Liebe, womit Heer die Natur umfasst, beschwört er seinen jungen Freund, er möge sich nicht etwa im Enthusiasmus für Menschenwohl zu einem zu grossen Opfer bewegen lassen, das er dann bereuen werde, wenn er den Menschentross praktisch kennen gelernt habe und dann sehe, wie schwer es sei, sein jetziges Ideal in Wirklichkeit umzusetzen. Auch als Naturforscher könne Heer für Gottes Reich wirken. Hoffentlich gebe es ausser ihm noch viele fromme Pfarrer; fromme Naturforscher seien aber nach seiner Erfahrung gegenwärtig eine ziemlich seltene Pflanze und daher um so mehr zu schätzen und der gelehrten Zunft um so notwendiger.

Für die nächste Zeit habe Heer in der Ordnung der Sammlung noch Arbeit genug, da jetzt die Exoten an die Reihe kommen. Er offeriere Heer für die folgenden drei Jahre die bisherigen Bedingungen, während er nicht mehr als 2 bis 3 Stunden täglich Zeitaufwand für sich beanspruche. Bis dann aber hoffe er zuversichtlich, werde sich die Ordnung der Universität soweit vollzogen haben, dass er an dieser kantonalen Anstalt eine Anstellung bekommen werde. Wäre dies nicht der Fall, so sei er auch dann noch ein sehr junger Mann, der sich mit Leichtigkeit ins Pfarramt einarbeiten werde.

Dieser ebenso freundschaftliche als verständige Brief veranlasste Heer, dem Herrn Ratsherr Jenny einen abschlägigen Bescheid zu geben.

Aber es ist, als hätte der spezielle Ruf nach Schwanden Heer nur die ganze unbefriedigende Unsicherheit seiner künftigen Lebensstellung in greller Beleuchtung vor Augen gestellt. Wohl melden die nächsten Briefe von neuen naturwissenschaftlichen Aufgaben, wie die Beobachtung der Instinkte und Ökonomie der Insekten, an deren Lösung er sich machen wolle. Er schreibt von einem Plan, gemeinsam mit Herrn Dr. Imhof in Basel eine allgemeine Insektenfauna der Schweiz auszuarbeiten, wobei er die Abteilung der Coleopteren übernehmen würde. Aber er meldet auch, dass nach Hegetschweilers Mitteilungen es mit der Assistentenstelle an der Universität nichts sei. Es werde nur ein Universitätlein werden, da die Leute wohl guten Willen, aber wenig Geld haben.

Daher richtete Heer seine Blicke wieder öfter auf die Theologie. Er schreibt im Neujahrsbrief dem Vater: „Ihr erwartet mit Recht, dass ich Euch jetzt auch etwas von meinen Lebensplänen mitteile. Ich muss Euch gestehen, dass der Gedanke, einst ein Landpfarrer zu werden, mich wieder gar mächtig anspricht. Denn betrachtet man die höchsten Zwecke des Lebens, so ist nicht zu leugnen, dass ein Geistlicher diese am meisten verfolgt. Wen sollte nicht der Gedanke begeistern, sein Leben der Veredlung, der Besserung, der Erleuchtung seiner Brüder zu weihen, in recht vielen das schlummernde Göttliche zu wecken und sie anzuspornen, dem Übersinnlichen und Ewigen nachzuringen? Ich bin daher entschlossen, mich wieder eifriger mit der Theologie zu beschäftigen. Ich habe hier herrlichen Anlass, mich in dieser Beziehung mannigfaltig auszubilden. Ich werde

mich in die theologische Gesellschaft aufnehmen lassen *), Herrn Helfer Fäsy öfter besuchen und seine Bibliothek benutzen. So hoffe ich mich zum würdigen Seelsorger vorbereiten zu können. Ich bereue es auch jetzt noch nicht, dass ich nicht nach Schwanden gegangen bin; denn dort hätte ich gar keine Zeit mehr gehabt zur weitern Fortbildung. Viel lieber werde ich einmal eine kleinere Pfarrei übernehmen, wo ich auch in wissenschaftlicher Beziehung noch oben bleiben kann und auch die Naturbeobachtung nicht ganz unterlassen muss."

Ferner meldet er seinem Vater, dass er für seinen Freund Hirzel einmal in Wytikon gepredigt und für Herrn Helfer Fäsy am Sylvesterabend den Gottesdienst zu St. Peter gehalten habe. Es sei ganz gut gegangen; nur habe er zu leise und zu schnell gesprochen.

Ein späterer Brief berichtet, dass er einstimmig in die theologische Gesellschaft aufgenommen worden sei und während zwei Abenden einen theologischen Gegenstand vor derselben behandelt habe. Er fügt bei: „Ich werde jetzt wieder mächtig von den theologischen Studien angezogen und fühle einen innern Drang und Bedürfnis, mich mit diesen Problemen ernstlich zu beschäftigen. Denn ich merke, wie sehr es mir noch an tieferer Einsicht fehlt. Ich fühle etwas dunkel; allein es ist noch nicht zur Klarheit durchgebildet. Es sprühen überall Funken; allein es ist noch kein Feuer entflammt. Ich bin in meiner theologischen Ausbildung zurückgeblieben, und ich habe das Bedürfnis, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Ich fühle, dass es da und dort tagen kann, dass eine Umgestaltung, wie ich hoffe, eine Höhergestaltung meiner Predigtweise stattfinden wird. Ich hoffe, dass ich die heil. Schriften jetzt besser verstehen, ihren Sinn inniger fühlen und aus jenen Quellen mich noch kräftiger erlaben werde. Auf der Universität habe ich alles mehr oder weniger durch die Brille der Professoren angeschaut; jetzt aber will ich versuchen, auf eigene Weise die Wahrheit zu erschauen."

Dies alles erfüllte ihn mit neuer Sehnsucht nach dem Pfarrdienst, und mit neuem Eifer warf er sich auf die theologischen Studien. Aber ach, wie brach da neuerdings schmerzlicher als

---

*) Es war dies die 1810 gestiftete sogenannte Donnerstag-Gesellschaft, wo sich Pfarrer aus Stadt und Umgebung versammelten. Sie blühte gerade damals unter Füssli, Finsler, Fäsy u. a. sehr.

je der Zwiespalt zwischen seinen beiden Neigungen hervor. Es war ein wahrhaft tragischer Konflikt, den Heer in seinem Innern durchzukämpfen hatte. Ein Brief, den er in seiner Herzensnot an Helfer Fäsy richtete, lässt uns einen Blick in sein zerrissenes Herz tun.

Er schreibt ihm: „Ich habe Ihnen früher erzählt, dass ich entschlossen sei, mich wieder eifriger mit der Theologie zu beschäftigen. Ich ging wirklich ganz ernstlich mit dem Gedanken um, meine naturhistorischen Studien so viel als möglich auf die Seite zu schieben und mich allein jener zu weihen. Sobald ich aber mit diesem Gedanken Ernst machen wollte, o, da brach die Liebe zu den Naturwissenschaften mit furchtbarer Macht wieder in meiner Seele hervor. Als wollten sie sich dafür rächen, dass ich den Gedanken gehegt, sie zu verlassen, quälten sie mich durch ihre Liebe und zerrissen mein innerstes Gemüt. Sie riefen mir zu: Wir haben dir von frühester Jugend an, seit du als siebenjähriger Knabe staunend die Verwandlung einiger Käferlein betrachtetest, so unendlich viel Freuden gewährt und nun willst du uns verstossen! Denkst du nicht mehr daran, wie die Blumen des Feldes, wie die Tierchen mit ihren wunderbaren Instinkten dich so mächtig anzogen, wie du im Schoss der lieben Mutter Natur deine seligsten Stunden verlebtest, wie du damals schon ahnetest, dass Einheit und innige Harmonie die unendlich mannigfaltige Natur durchdringe und wie du es für das höchste Glück hieltest, der Erforschung derselben dein ganzes Leben weihen zu können? Sie, die so gerne dir viele ihrer Geheimnisse enthüllen würde, sie, die deinen Geist mit den Schauern des Unendlichen erfüllt und ihn so oft zum Vater dort oben emportrug, sie willst du nun aus deinem Geiste verbannen?

„Ach Gott, rief ich aus, warum legtest du in mich so verschiedene Triebe? Warum hauchtest du mir eine so unendliche Liebe zu deiner Natur ein, einen so unüberwindlichen Drang, mich in sie zu vertiefen, so wunderbar wonnige Gefühle, wenn ich mich mit ihr beschäftige, da ich ja doch diese Triebe nie ganz befriedigen kann, da ich etwas ganz Anderes zu meiner Lebensaufgabe machen muss, das wohl auch meinen innern Trieben entspricht, allein doch nicht so wie jenes. O warum machtest du mich so unglücklich! Warum hast du zwei so verschiedene Richtungen meinem Geiste eingepflanzt, welche mein Herz beinahe zersprengen, deren Kampf meine Lebensgeister aufreiben

und mir allen Mut und alle Kraft zum Leben rauben! Du weisst es, wie ich die gewöhnlichen Freuden des Lebens fliehe, um mir in diesen wichtigen Dingen immer mehr Kenntnisse zu sammeln. Aber ach, dies alles nützt mir nichts, ja es führt mich sogar von meinem eigentlichen Lebensziel ab. O wäre ich doch schon in jener andern höhern Welt, wo der menschliche Geist frei von irdischen Sorgen sich entwickeln kann, wo er nicht erst fragen muss, ob er bei dieser Thätigkeit auch zu leben habe, wo nicht irdische Dinge ihn zwingen, den höheren Beruf zu verleugnen!

„Ich wollte mich beruhigen, mir zurufend, wie viel Dank ich Gott schuldig sei, dass er mir wenigstens diese geistigen Kräfte verliehen habe und solche Gelegenheit, sie auszubilden. Schändlicher Undank sei es, wenn ich so kleinmütig und verzagt sei. Allein, rief wieder eine Stimme in mir, was helfen dir diese geistigen Gaben, wenn du sie nicht recht ausbilden und anwenden kannst. Ich will, rief ich dann wieder aus, mich ganz der liebenden Vorsehung anvertrauen; sie hat bisher so gütig für mich gesorgt, sie wird es auch in Zukunft thun. Ich will mich stets bestreben, mein Leben nach dem Christi zu gestalten, dann mag kommen, was da will — ich bin ruhig und gefasst. Allein was soll ich denn thun? sprach ich wieder; soll ich wie früher mich mit der Natur beschäftigen, oder, sie auf die Seite schiebend, alle meine Zeit der Theologie widmen? Beides vermag mein schwacher Geist nicht zu vereinen. Vereinigt thut eines dem andern Eintrag, ich gelange nirgends zu einem Ganzen. Mein Gott, was soll ich thun?

„Das wusste ich schon lange und fühle es jetzt wieder aufs deutlichste, dass ich zu den Naturwissenschaften den meisten inneren Beruf habe. Wäre ich unabhängig von der Welt, ich hätte mich ihnen geweiht. Allein jeder Mensch wird in gewisse Verhältnisse hineingeboren, und sie sind auch ein Wink von unserem Vater, wie wir unsere Lebensthätigkeit einzurichten haben. Ich bin der älteste Sohn einer grossen Familie. Sollte Gott den lieben Vater abrufen, so habe ich die Pflicht für sie zu sorgen. Wie kann ich aber das, wenn ich ohne alle Anstellung dastehe? wenn ich so aus der Theologie herausgekommen bin, dass mein Gewissen mir verbietet, eine Pfründe zu übernehmen?

„Sehen Sie, dies ist's besonders, was mich abhält, mich ganz den Naturwissenschaften zu widmen.

„Allein ich kann mich dennoch von ihnen nicht

trennen! Vater, der Du der kleinsten Made Nahrung spendest, dass der ihr einwohnende Embryo auf die beste Weise sich zum vollkommenen Leben herauf bilden kann, Du wirst auch für mich sorgen, wenn ich rastlos darnach ringe, mein Sein auf die Weise auszubilden, wie es mein Genius befiehlt. Von neuem umfasse ich dich o Natur! Gott vertrauend wandre ich in das Dunkel der Zukunft hinein. Vielleicht gibst Du mir doch noch Gelegenheit, einst auf diesem Gebiet etwas zu wirken. O, wie wollte ich dann auch meine Nebenmenschen begeistern, dass sie in der Natur Dich den Allmächtigen, Allweisen und Vollkommenen erkennen lernen!“

Sowohl Helfer Fäsy als der Vater beruhigten Heer, dessen zartes Gewissen ihn in so tiefen Zwiespalt mit sich selbst versetzte. Sie bestärkten ihn darin, jetzt ruhig seine nächste Pflicht zu thun; namentlich bittet der Vater seinen Sohn, er möge sich doch in keiner Weise um ihn ängstigen, sondern in voller Freiheit seinem Genius folgen. „Euer letzter Brief — schreibt Heer seinem Vater — stimmt mich zum frohen Dank gegen Gott, dass er mir einen solchen Vater gegeben hat. Ich würde es wohl begreifen, wenn Ihr, mein teurer Vater, sprächet: Von frühester Jugend an habe ich meine Zeit und meine Kraft auf dich verwendet; daher steht es mir zu, über dich zu verfügen. Statt dessen aber setzet Ihr alle euere Wünsche hintan, damit mein Geist sich ganz frei entwickeln könne. Bald durchströmt die innigste Freude mein Inneres, dass Ihr so denkt; bald wünsche ich wieder, Ihr würdet mir befehlen, damit ich von allem Schwanken befreit werde. Jetzt schwankt mein Schifflein auf der stürmischen See und wird darum mächtig erschüttert, ja es kennt noch nicht einmal den Hafen, dem es zusteuern soll. O, meine Teuren, wenn ich an Euch denke, so geht mir das Herz über, und so gerne, so gerne möchte ich in Euerer Nähe sein! Das zerreisst am meisten meine Seele, dass meine innersten Triebe mich verhindern, dasjenige zu thun, was Euch jetzt am meisten Freude machen würde. Das allein gibt mir wieder einige Beruhigung, dass Ihr mit der Zeit doch noch einige Freude an mir erleben sollet. Ich ringe mit aller Kraft darnach, etwas Rechtes zu werden, und Gott wird gewiss seinen Segen zu meinem redlichen Streben geben.“

Unter diesem Einfluss des weitblickenden und selbstlosen Vaters löste sich allmählich der innere Konflikt bei Heer und

mit innigster Freude folgte er dem Trieb seines eigensten Genius. Er wandte sich jetzt entschieden den Naturwissenschaften zu, die unsichere Zukunft auf dieser Bahn getrost in Gottes Hand legend.

Vielleicht interessiert es aber Heer's Freunde, aus seinen Predigten zu vernehmen, was er wohl auf dem Felde des geistlichen Amtes geleistet haben würde. Es mögen daher zu seiner Charakteristik einige Bruchstücke hier folgen.

In einer Predigt über Röm. 1, 16, welche von der Kraft des Evangeliums Christi handelt, heisst es, nachdem im Menschen, der das Evangelium nicht kennt, der innere Zwiespalt zwischen der Forderung des Gesetzes und unserem thatsächlichen Verhalten nachgewiesen worden ist: „Diesen Zwiespalt hebt das Evangelium auf, indem es uns zeigt, dass der Mensch durch den Glauben vor Gott gerecht wird. Der Glaube ist's, der uns zu Gott führt, der uns seine Liebe und sein Wohlgefallen erwirbt, der lebendige, innige Glaube, der alles Böse aus unserem Herzen verbannt, es reinigt und durch und durch mit göttlichem Geist beseelet. Er ist der Führer, der uns auf unserem Lebensweg leitet, die Sonne, die uns denselben beleuchtet, die Stütze, die unsere wankenden Kniee befestigt."

„Was ist es wohl, das den Sünder von seiner Betrübnis befreit und sein Herz beruhigt? Was anderes als das Evangelium Jesu Christi. Es sagt uns, dass unser Erlöser am Kreuze für unsere Sünden gestorben sei, um uns mit unserem Vater zu versöhnen. Das Evangelium ist es, welches den Sünder wieder von seinem tiefen Fall aufrichtet, indem es ihm zuruft: Nimm Christum im Glauben auf, lege ab den alten Menschen! Thue Busse, dann wird der allbarmherzige Gott dir deine Sünden vergeben!"

„Welche Kraft hat das göttliche Evangelium zum Trost der Menschen? Welch ein Jammer, welche Trauer erfüllt die Herzen derer, die ihr Liebstes ins Grab sinken sehen. Aber in diesen trüben Stunden des Lebens zeiget das Evangelium seine göttliche Kraft; denn es allein vermag lindernden Balsam in unser verwundetes Herz zu giessen, indem es uns zeigt, dass

die göttliche Vorsehung uns zwar durch dunkle Täler führt, unser Gemüt mit tiefer Betrübnis erfüllet, aber doch diese grossen Trübsale zu unserem wahren Heil lenket. Das Evangelium hat uns auch jene Aussicht in die Zukunft aufgeheitert und uns den Himmel eröffnet, wo dem rüstigen Kämpfer die Palme des Sieges gereicht wird."

„Jeder, welcher Christus und sein Evangelium in sein Herz aufgenommen hat, fühlet, dass ein anderes Leben in ihm rege geworden, dass ein anderer Geist in ihm herrschet. Es entstehen in ihm andere Triebe, andere Empfindungen, andere Entschlüsse, die früher nicht vorhanden waren, und diese geben ihm eine unüberwindliche Kraft, das Gute zu wirken und das Böse zu besiegen.

In einer Predigt über das Vergängliche und Unvergängliche nach I. Johannis 2, 17 äussert er sich folgendermassen:

„Unmerklich verwandelt sich alles um uns her, mit uns selbst gehen die grössten Veränderungen vor. Wir gehen durch tausend Erfahrungen hindurch, die gar verschiedenartig auf unsern Geist einwirken. Wie hat sich auch um den verhältnismässig noch jungen Menschen alles anders gestaltet. Was in der Zeit der frohen Jugend ihm gross erschienen und aller Blicke auf sich zog, ist nun verschwunden, und was damals als Gegenstand aller Gespräche von Mund zu Mund ging, ist nun verklungen und vergessen. Andere Menschen leben um ihn; die Greise, die ihm einst Ereignisse früherer Zeiten erzählten, sind jetzt vom Schauplatz abgetreten; diejenigen, welche er in ihrer Jugendkraft gesehen und bewundert hat, wanken jetzt als schwache Greise am Stabe herum, Kinder, deren Geburt er verkündigen hörte, sind zu kräftigen Männern und Frauen herangewachsen. Von seinen Altersgenossen hat schon mancher diese Erde verlassen und sein Pilgerkleid abgelegt. Und wie es sich mit dem einzelnen Menschen verhält, so mit dem ganzen Geschlecht. Ganze Menschengeschlechter treten ab von diesem Schauplatz und andere stehen auf; Völker erheben sich gleich den Meereswellen mit grossem Gebraus aus der Tiefe und sinken wieder in den Abgrund hinab.

„Wie unsere Zeit dahin eilt, so mit ihr auch unsere Freuden und Leiden. Was ist euch übrig geblieben von eueren irdischen Freuden? Was hast du Leichtsinniger und Lasterhafter noch von deinen sinnlichen Genüssen, nach welchen du so sehr gestrebt? Nichts als den Stachel des bösen Gewissens. Aber nicht nur diese eitlen Freuden schwinden schnell dahin, nein auch die reinen, edlen Freuden. Wie die Blumen des Feldes nur kurze Zeit unser Auge ergötzen und dann wieder abwelken, so gehen auch die Freuden, die Gott uns beschert, schnell vorüber. So viele versengt die Sonnenglut, so viele verweht der rauhe Sturmwind. Doch auch diese Stürme und Leiden des Lebens währen nur kurze Zeit. Blicket hin auf die Leiden, womit Gott euch heimsuchte. Sie sind jetzt überwunden. Wie auf den Sturm wieder Sonnenschein folget und aus dem rauhen Winter der holde Frühling hervorgeht, so folgten auf jene schlaflosen Nächte und kummervollen Tage Zeiten der Freude. Alles, was in der Zeit sich bewegt, rinnt mit derselben in unendlicher Schnelle dahin. Es vergeht die Welt mit ihrer Lust, mit ihren Leiden und Freuden.“

„Aber gibt's denn gar nichts Unvergängliches und Bleibendes unter der Sonne? Doch, wir tragen in uns einen Keim des Ewigen; unser Geist ist über Zeit und Raum erhaben und dauert durch Gottes Gnade ewiglich. Zwar können die verschiedensten Änderungen mit ihm vorgehen; er kann veredelt oder verderbt werden; er selbst bleibet ewig, während alles andere sich um uns und an uns auflöst und zu neuen Gestalten wieder verbindet.

Ewig dauernd sind aber auch die Wirkungen, welche die irdischen Dinge auf unsern Geist ausüben. Es hängt von uns ab, ob diese Wirkungen wohlthätig oder verderblich für uns seien. Haben wir gesucht, aus der schnell dahineilenden Zeit etwas Ewiges zurückzubehalten und unsern Geist zu veredeln, haben wir die Freuden des Lebens als Gottes Gaben erkannt und ihm dafür gedankt und bei ihrem Genusse recht innig empfunden die unendliche Liebe Gottes, dann haben diese Freudeu einen ewig wohlthätigen Einfluss auf unser Inneres ausgeübt. Haben wir sie aber in unmässiger, undankbarer, Gott misfälliger Weise genossen, dann haben sie auch einen dauernden Einfluss auf uns ausgeübt, aber einen verderblichen.

Gerade so verhält es sich auch mit den Leiden des Lebens. Sie selbst gehen vorüber, aber ihre Wirkungen bleiben. Wer sie als Prüfungen Gottes sich dazu dienen liess, unter ihrem Einfluss seinen Seelenzustand zu betrachten, sich in Geduld und Gottergebung zu üben, sein Herz durch sie läutern zu lassen, in dem haben sie herrliche Wirkungen hervorgebracht für die Ewigkeit. Wer sich aber durch sie noch mehr verhärten liess, dessen Herz ist für die Ewigkeit noch mehr verderbt worden."

„Lasset uns die Freuden und Leiden des Lebens und alles, was in und um uns her vorgeht, auf das Ewige beziehen und ewigen Gewinn daraus entnehmen. Den Bienen gleich, die des Feldes Blumen umsumsen und aus allen, ja selbst aus den giftigen süssen Honig einsammeln, ihnen gleich wollen auch wir überall in unserm Leben, aus den Freuden und Leiden, aus dem Guten, ja selbst aus dem Bösen ewigen Gewinn ziehen für das unvergängliche Leben."

Am 29. April 1833 wurde die neugegründete Hochschule in Zürich feierlich eröffnet. War auch Heer an ihrem Lehrkörper noch nicht persönlich beteiligt und damals geringe Aussicht zu einer Anstellung an derselben für ihn vorhanden, so feierte er doch freudig bewegt diesen Ehrentag des Zürcher Volkes mit.

Da er damals keine Hoffnung hatte auf eine wissenschaftliche Thätigkeit an dieser Anstalt, so liess er seinen Geist in andern Zukunftsplänen schwelgen. Er erschreckte seinen Vater nicht wenig durch die Nachricht, dass sich ihm in der Ferne die Möglichkeit einer Reise nach Ostindien, in die Gebirge des Himalaja zeige. Der Vater wollte von derartigen weitaus sehenden und gefährlichen Reiseplänen nichts wissen. Heer aber, ganz begeistert von dieser Aussicht, hält seinen Besorgnissen entgegen, dass wir ja überall in Gottes Hand stehen und dass seine Reise ihn in gesundes Bergland und zu keineswegs unkultivierten Völkerschaften führen würde. „Aber nicht wahr, grossartig ist, der Gedanke, ein Land kennen zu lernen, das nicht nur in der frühern Geschichte der Menschheit eine so grosse Rolle spielte und jetzt noch voll Denkmäler alter Kunst und Wissenschaft ist.

sondern das auch voll ist von merkwürdigen Naturprodukten, die man noch so wenig kennt. Dürfen wir denn, um ein so hohes, herrliches Ziel zu erreichen, nicht unser Leben wagen!“

Wahrscheinlich hängt mit diesem Reiseplan zusammen, dass Heers Tagebuch aus dieser Zeit voll von Auszügen ist aus Schriften, welche über den Hinduismus Aufschlüsse erteilen. Übrigens scheint sich diese Sache bald wieder zerschlagen zu haben. Später findet sich wenigstens in Heers Korrespondenz keine Silbe mehr von diesem Plan.

Hingegen nahm nun sein Schicksal in anderer Beziehung eine entscheidende Wendung.

Im Hornung 1834 machte der akademische Senat den Erziehungsrat darauf aufmerksam, dass Vorlesungen über Physik, Botanik und Mineralogie ein dringendes Bedürfnis seien. Infolge dessen habilitierte sich Heer am 22. Hornung dieses Jahres an der Zürcher Hochschule als Privatdozent. Drei Wochen hernach folgte ihm für Mineralogie sein Freund A. Escher von der Linth. Im folgenden Jahr schloss sich den beiden der gemeinsame Freund Albert Mousson an für das Fach der Physik. Schon am 31. Oktober des Jahres 1835 erfolgte dann Heers Ernennung zum ausserordentlichen Professor für Botanik und Entomologie. Fast gleichzeitig promovierte er als der erste an der 2. Abteilung der philosophischen Fakultät zum Doktor Philosophiæ.

Damit begann seine Laufbahn als Lehrer und Gelehrter.

Anzeige.

Von der längst mit Spannung erwarteten Schrift:

Oswald Heer

Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers

bearbeitet von

Justus Heer,

Pfarrer und Kirchenrat in Erlenbach bei Zürich

und

Dr. **C. Schröter,**

Professor der Botanik an der schweizerischen polytechnischen Schule.

Mit dem Porträt O. Heers in photographischem Lichtdruck.

wird der zweite Teil, ähnlichen Umfanges und Preises, verfasst von Prof. Dr. **Schröter, O. Heer** als **Mann der Wissenschaft,** als **Lehrer** und **Forscher** in einer weiteren Leserkreisen verständlichen und anziehenden Weise schildern.

Der dritte, **kleinere** Schlussteil, wieder von **J. Heer,** Bruder des Verstorbenen, geschrieben, wird den Dahingeschiedenen in seinen Eigenschaften als **Mensch** und **Bürger** während der spätern Lebensperiode darstellen.

Die Herausgabe des zweiten Bändchens ist auf den Herbst, des dritten auf Weihnachten, spätestens Ostern 1886 in Aussicht genommen.

☞ Jedes Bändchen ist auch **einzeln** zu haben.

Empfehlenswerthe Werke aus dem Verlage von **F. Schulthess** in **Zürich:**

Oswald Heer:

Die Urwelt der Schweiz.

Mit acht landschaftlichen Tondruckbildern, zwölf fein gravirten Tafeln fossiler Thiere und Pflanzen, einer geologischen Karte der Schweiz und vielen Holzschnitten im Texte

Neue, zweite veränderte und bedeutend vermehrte Auflage.

gr. 8°. geheftet. Preis 20 Fr., in Original-Einband 25 Fr.

Hans Conrad Escher von der Linth

als Gebirgsforscher.

gr. 8°. br. Preis Fr. 1.

Arnold Escher von der Linth.

Lebensbild eines Naturforschers.

Mit dem Portrait Eschers und vielen Holzschnitten im Texte.

gr. 8°. br. Preis Fr. 6.

Ueber die Polarländer.

gr. 8°. br. Fr. 1.

Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden.

gr. 8°. br. Fr. 1.

Die schwedischen Expeditionen zur Erforschung des hohen Nordens.

gr. 8°. br. Fr. 1. 60.

Flora fossilis Arctica.

4°. mit 50 Tafeln in Mappe. — Preis Fr. 50.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heer, Justus, 1840-1886 [Herausgeber] / Heer, Justus, / Schröter, Carl,

Oswald Heer Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers

Bd.: 1

Zürich 1885
Biogr. 506 wi-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11571203-3